

7 - Klassische Phantastik



PHANTAST



Victoria Francés

Inhalt

Beiträge

Phantastik? - von Gesa Schwartz	9
Was zum Teufel ist „Klassische Phantastik“ - von Jürgen Eglseer	14
Gustav Goes: Das verschlossene Buch - von Horst-Dieter Radke	19
Hin und wieder zurück - von Markus Drevermann	24
Michael Coneys Pallahaxi-Romane - ein Kritikergespräch von Rainer Skupsch und Dennis Kock	43
Der Cthulhu-Mythos von Judith Gor	61
Victoria Frances und ihr moderner Klassiker Favole	66
Interview mit Thomas Plischke und Ole Johan Christiansen	72
Carl Grunert - von Dieter von Reeken	82

Rezensionen

Das Erbe der Uraniden von Hans Dominik	30
Flitterwochen im Weltall von George Griffith	32
Erinnerungen an Morgen von Herausgeberin Alisha Bionda	35
Menschen Götter gleich von H. G. Wells	38
Alarm im Weltall	40
Farm der Tiere von George Orwell	52
Alice im Wunderland von David Charviel und Xavier Collette	54
Camelot	57

Impressum	103
------------------	------------

Feedback



Schon alleine das Titelbild macht klar, dass es sich bei dieser Ausgabe um Stoff handelt, der keine weich gespülten Werwesen duldet. Vom Satz, dem Layout und der ganzen Aufmachung her bin ich mehr als begeistert. Man

spürt das Herzblut, das im Phantast steckt, in jeder Seite. Auf der ersten Seite wird dem Leser zudem der Mund wässrig gemacht, dass er sich auf eine gedruckte Ausgabe zur Buchmesse im Oktober und ein weiteres Jahrbuch freuen kann. Ich bin entzückt!

Der erste Leitartikel ist von Erik Schreiber, der sich mit der Bedeutung des Wortes Apokalypse auseinandersetzt. Es ist eine schöne Zusammenfassung des Oberthemas mit treffenden Vergleichen und Buchbeispielen wie Omirtey Glukhovsky und Peter Schwindt (auch bekannt durch die Jugendbuchreihe ‚Libri Mortis‘), die den Leser in die Thematik einführen. Aller-

dings, das muss leider festgehalten werden, ist diese Einleitung einen Tick zu lang. Mehr als zwei oder drei Beispiele hätte es nicht bedurft, auch wenn die Thematik so vielfältig ist. Aus diesem Grund gibt es wohl auch noch einen zweiten Leitartikel von Jürgen Eglseer, der das Thema Apokalypse nicht als „Auflösung der Menschheit“, sondern eher als starke Veränderung versteht. An sich ist das ebenfalls ein schöner Leitartikel, allerdings sind zwei dermaßen umfassende Leitartikel zu viel für eine ‚Einführung‘ in die Thematik – so abwechslungsreich sie auch sein mag. Besser wäre es gewesen diese beiden Leitartikel kurz und knackig zusammen zu fassen, anstatt den Leser mir Definitionen und Auslegungen zu ‚erschlagen‘.

Keine Ausgabe des kostenlosen PHANTAST mehr verpassen? Einfach Email mit dem Betreff „Abo“ an phantast@fictionfantasy.de. Auch Feedback / Leserbriefe sind sehr gerne gesehen!

Der Bezug auf ‚moderne‘ Dystopieromane und Serien, die Herr Egelseer aufzählt, sind sehr gelungen und führt den Leser wieder näher an die Materie heran. Zudem ist der Phantast mit sehr schönen Grafiken durchsetzte, die sich auf das Thema Apokalypse beziehen. Hier hat die Reaktion ein sehr gutes Händchen beim Grafiker bewiesen!

Was besonders zu erwähnen ist, ist der Artikel über Ray Bradbury und seinen Roman Fahrenheit 451, der die Literatur stark geprägt hat. Der Artikel ist sehr schön und emotionale geschrieben worden. Es war ein Genuss ihn zu lesen - und ich werde mit Sicherheit Fahrenheit 451 nochmals lesen. Dieser großartige Schriftsteller verdient es niemals vergessen zu werden.

Der Artikel von Judith Gor bezieht sich auf dystopische Animes (hier: Texhnolyze und X1999) und ist darüber hinaus ausschussreich, flüssig und mit sehr viel Hingabe geschrieben - genau wie der Ar-

tikel über dystopische Soundtracks (dabei ist mir aufgefallen, dass ich durchaus das ein oder andere Album von ‚apokalyptischen‘ Bands besitze).

Die Rezensionen, die - wie immer - äußerst ausführlich und mit Liebe zum Detail geschrieben wurden, regen zum Kauf der positiv rezensierten Bücher an. Und mit dem Interviews von Bernd Perplies, Susanne Gerdom und Jennifer Benkau ist dieser Teil des Magazins mehr als rund, einprägsam und schön zu lesen. Wie immer: TOP!

Der Artikel „Einheitsbrei in Jugend-Dystopien“ fühlt dem Genre kritisch auf den Zahn und zieht teilweise (vielleicht ein bisschen argwöhnisch) über Schema F Romane aus dem Ausland her. Allerdings wird auf der anderen Seite auch mit Lob nicht gespart. Zusammen mit dem abwechslungsreichen Artikel über Dystopische Filme (in dem auch asiatische Filme einen Platz bekommen) und der Kurzge-

schichte von Merlin Thomas, bildet es einen krönenden Abschluss für den Phantast 6.

Also ich war mit dieser Ausgabe mehr als zufrieden und bewundere wie unterschiedlich dieses Thema aufgegriffen wurde, auch wenn sich die Einleitung etwas gedehnt hatte.

Ich freue mich auf Ausgabe #7, liebe PHANTAST-Redaktion!

Stefanie Mühlsteph
Autorin

Im E-Book-Reader unfreundlichen PDF-Format erscheint seit sechs Ausgaben der PHANTAST im Rezensionsportal fictionfantasy.de. Immerhin ist das Format monitorgerecht, abhängig von der eingesetzten Hardware, versteht sich ... Es handelt sich durchweg um Themenausgaben; nach „Science Fantasy“, „Dunkle Zeiten“, „Quest“, „Träume“ und „Humor“ werden in der neuen Ausgabe nunmehr die „Apokalypsen“ behandelt.

PHANTAST 6 bietet nicht

nur einen, sondern zwei Leitartikel, denen gemein ist, dass sie nach einer kurzen Einführung eine Reihe von mehr oder minder aktuellen, thematisch passenden Romanen vorstellen. Während Erik Schreiber die (quasi-) religiöse Komponente betont, legt Jürgen Eglseer auch Wert auf den positiven Aspekt von Apokalypsen, nämlich ihre Heilsbotschaft. Was immer der Leser von diesen Interpretationen auch halten mag: Die Artikel bieten zusammengefasst einen breiten Querschnitt durch die phantastischen Romane, die die unterschiedlichsten Katastrophen schildern, die über die Menschheit hereinbrechen.

Als dritter, inoffizieller Leitartikel mag „Apokalyptische Sequenzen – Ein kleiner Streifzug durch schemenhafte Weltuntergangsszenarien“ von Max Pechmann angesehen werden, der wie die Beiträge von Erik Schreiber und Jürgen Eglseer eine kurze Einführung aufweist, sich danach aber auf die Darstellung von nur einer Handvoll eher unbekannter einschlägiger Filme be-

schränkt. (Vielleicht blieb dem Text deshalb die Aufwertung als „Leitartikel“ versagt ...?!) Ähnliches gilt auch für die Artikel „Der Soundtrack zur Apokalypse“ von Judith Gor und „Einheits-Brei in Jugend-Dystopien“ von Jessica Idczak. Rupert Schwarz greift dagegen in seinem Beitrag „Terraforming – mal anders herum“ gezielt zwei SF-Romane heraus, in denen die Erde verwüstet wird (DIE BIOLOGISCHE INVASION und DER TAG DER VERDAMMNIS von David Gerrold, Heyne, 1990).

Eine Reihe von Rezensionen von Maik Nümann, Jessica Idczak, Rupert Schwarz und Judith Gor zu Romanen und Comics runden die sekundärliterischen Beiträge im PHANTAST 6 ab.

Die Interviewdichte in PHANTAST 6 reicht an die von PHANTASTISCH! heran. Es überrascht nicht, dass die vornehmlich jungen Autorinnen und Autoren nach jenen „apokalyptischen“ Romanen gefragt werden, die sie kürzlich veröffentlicht haben: FLAMMEN

ÜBER ARCADION von Bernd Peplies (Lyx), LAST DAYS OF EARTH von Susanne Gerdom alias Julian Frost (Piper) und DARK CANOPY von Jennifer Barkau (Script5). Es sind also keine routinierten abgespulten Interviews, die sich auf Standardfragen beschränken.

Die einzige Kurzgeschichte in der Ausgabe, „Hunger“, von Merlin Thomas, überrascht zunächst durch ihre ungewöhnliche Perspektive (das Geschehen wird aus der Sicht eines Zombies erzählt). Danach wird sie konventionell bis unglaublich, als der Protagonist von seiner Jägerin verschont wird, mit ihr eine Beziehung eingeht und ein Kind zeugt ... Die Pointe wird erfahrene Leser nicht überraschen.

Eine Enttäuschung ist der Nachruf von Erik Schreiber auf Ray Bradbury, der wohl aus aktuellem, nicht aus thematischen Anlass in die Ausgabe eingefügt wurde. Nach einem kurzen Abriss des Lebens und Schaffens des Autors, in dem nur seine älteren, bekann-

ten Arbeiten wie DIE MARS-CHRONIKEN, FAHRENHEIT 451 und DER ILLUSTRIERTE MANN Erwähnung finden, besteht die zweite Hälfte des Textes aus einer Rezension des Romans FAHRENHEIT 451.

Der PHANTAST 6 hat sich seinem selbstgewählten Thema in fast allen Beiträgen gestellt und gibt einen gelungenen Überblick über (vorwiegend) Romane, die die Zerstörung der Welt, aber auch das Leben danach schildern – und die nicht nur in den bekanntesten Verlagen erschienen sind. Das Manko, dass der PHANTAST nur als PDF-Datei zur Verfügung steht und sich damit lediglich zur Lektüre auf PCs eignet, bleibt natürlich. Die Macher sollten dem Beispiel von PHANTASTISCH! folgen, das seine neueste Ausgabe 47 auch als E-Book bereit stellt.

Armin Möhle
Fanzine Kurier #153

@Armin, spätestens Anfang 2013 wird es alle PHANTAST-Ausgaben auch als ePub geben. Bislang

scheitert es an den technischen Voraussetzungen. Aber für alle ePub-Liebhaber ist es nur noch eine Frage der Zeit...

Ich bin noch nicht ganz durch, finde Inhalt und Umsetzung aber äußerst ansprechend. Zumal das Titelthema genau mein Ding ist. Die übersichtliche Aufmachung und gute Schreibe heben das Magazin deutlich aus der Masse anderer Digitalzeitschriften heraus. Das ungewöhnliche Format weckt beinahe den Wunsch, in den Bildschirm zu greifen. Schön „handy“. ;-)

Allerdings habe ich den Eindruck, dass noch mehr für die Bekanntmachung/Verbreitung getan werden muss. Kaum einer in meinem Online-Umfeld hatte schon davon gehört ...

Steffen Belaga

@Steffen - ich schreibe Pressemeldungen an alle Multiplikatoren (wobei uns leider 75% ignorieren), teile es ständig auf Facebook, Twitter und Google+. Bin sehr dankbar

über Tipps, was ich vergesse oder was man zudem machen könnte, um das Magazin bekannter zu machen.



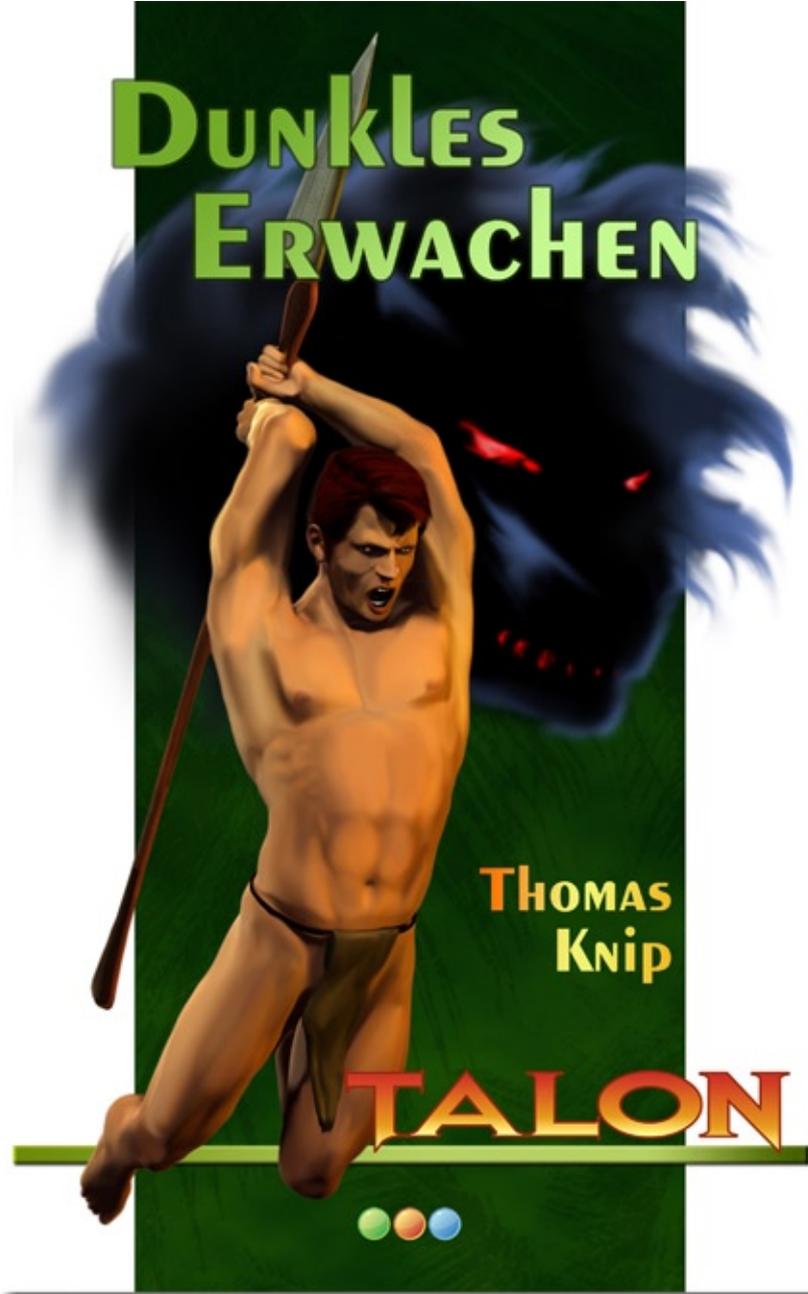
Sind sie privilegiert? Konnten Sie dieses Heft in die Finger bekommen? Nein? Schade! Das gut aufgemachte Heft bietet Informationen rund um das Thema Buchmesse, dazu ein Comic Gewinnspiel in Zusammenarbeit mit Splitter, Rezensionen und Interviews. In der ebenfalls kostenlosen pdf-Ausgabe findet sich zudem eine Leseprobe zu James Bond Casino Royal. In diesem Zusammenhang stehen Anika Klüver und

Stephanie Pannen Rede und Antwort zur Neuübersetzung der Ian Fleming Klassiker um James Bond. Damit ist das Heft ein kleiner Einblick in die übrigen Phantast-Ausgaben, die ebenfalls als pdf im Netz zum Herunterladen bereit gehalten werden. Wen der Begriff *Kostenlos* jetzt abschreckt, dem sei vergewissert, es entstehen keine Folgekosten, keine versteckten Abos, keine Mindestabnahme von 5.000 pdf-Ausgaben. Lediglich ein klein wenig Sucht nach mehr, könnte als Phantast-Infektion auftreten. Die kann man aber mit der Printausgabe des Jahrbuchs beheben.

Erik Schreiber
im Bücherbrief #587 über das
PHANTAST Sonderheft 1 zur
Buchmesse in Frankfurt



(c) Victoria Francés/Represented by NORMA Editorial



Die eBooks
kehren zurück in
den Dschungel!

Talon - Dunkles Erwachen
Band 1 der Dschungelserie

als eBook
exklusiv bei Amazon
ca. 180 Normseiten
2,99 Euro

und jetzt neu
auch als
Taschenbuch!

weitere Infos unter
www.talon-abenteuer.de

"Dunkles Erwachen' liest sich flüssig und packend voller Tempo"

Carsten Kuhr auf Phantastik News

Phantastik?

Definitionen von Gesa Schwartz

„Ohne die Gabe der Phantasie wäre der Mensch mit all seinem Verstand nicht dazu befähigt gewesen, auch nur eine einzige bahnbrechende Erfindung zu machen, ohne sie auch nur einen einzigen Schritt auf dem Wege des technischen, des wirtschaftlichen, des kulturellen, auch des moralischen Fortschritts weiterzukommen. Ohne Phantasie keine Liebe in dieser Welt, aber auch kein Hass; ohne sie kein Edelmut, aber auch kein Verbrechen; ohne sie keine Sehnsucht nach dem ewigen Leben, ohne sie keine Todesfurcht.“

Lange als trivial abqualifiziert, hält die Phantastik seit einigen Jahren auch Einzug in die wissenschaftliche Diskussion. Erst seit dem Erscheinen von Tzvetan Todorovs *Introduction à la littérature fantastique* im Jahr 1970 gilt sie jedoch als feste

literarische Kategorie im außerfranzösischen Raum. Seine Abhandlung ist der erste Versuch einer wirklich systematischen Definition und leitet jene Gattungsdiskussion ein, die bis heute anhält. Bereits 1989 stellt Meißner fest, dass die Forschungslage zur Definition der Textsorte Phantastik aufgrund mangelnder Begriffsklarheit sehr unübersichtlich erscheint. Der Versuch der Nebeneinanderstellung voneinander abweichender Konzeptionen habe zu einer weiteren Begriffsverwirrung geführt. Auch gut zehn Jahre später sieht Tabbert in der Forschung diesbezüglich keinen Konsens: „Was als Spezifikum phantastischer Erzählungen (...) zu verstehen sei, ist umstritten, und damit auch die Frage, was diesem Literaturtyp zugerechnet



werden kann.“ 2001 erkennt Durst, dass bis heute keine Einigkeit darüber besteht, „was unter dem Begriff der phantastischen Literatur überhaupt zu verstehen ist“, und Schmitz-Emans bemerkt treffend: „Dem weit verbreiteten Interesse des

lesenden Publikums an ‚literarischer Phantastik‘ korrespondiert eine ebenso weitreichende Ratlosigkeit, wenn Auskunft darüber erteilt werden soll, was darunter denn eigentlich zu verstehen sei.“ Diese definitonische Anarchie lähmt die Forschung, da sie jede wissenschaftliche Verständigung unterbindet, und auch jenseits des akademischen Diskurses wird so verhindert, dass dieser Literatur die Bedeutung zukommt, die sie verdient. So wird festgestellt, dass „die offizielle Germanistik [der Phantastik] nie besonders gewogen [war], und zwar nicht zuletzt, weil ihre Definition unscharf blieb“. Dabei ist es gerade in der heutigen Zeit wichtig, den Wert der Phantastik zu erkennen; denn „die Entfremdung des Menschen von sich selbst dürfte in dem Maße fortschreiten, in dem die Isolierung der beiden Realitäten voneinander von ihm selbst betrieben wird oder in dem die ‚zweite‘ Wirklichkeit ausgezehrt, wegrationalisiert oder fremdbestimmt wird“. So liegt denn auch der

Schwerpunkt der Forschung bei der Findung einer geeigneten Definition.

Als Konsens der Theoretiker kann jedoch festgehalten werden, dass das Phantastische immer dann zustande kommt, wenn etwas in der dargestellten Welt auftritt, für das es in ihr an sich keinen Platz gibt, d. h. etwas, das die geglaubte Weltordnung fundamental in Frage stellt. So stellt Caillois fest: „Das Phantastische (...) offenbart (...) einen Riß, einen befremdenden, fast unerträglichen Einbruch in die wirkliche Welt“. Vax spricht von einem „unerklärlichen Einbruch des Übernatürlichen in die Natur“ und Penning fasst zusammen, „daß das Phantastische der Konflikt zweier vom Standpunkt der Rationalität aus unvereinbarer Ordnungen bzw. Logiken ist, nämlich einer empirischen und einer spirituellen“. Demnach zeichnet sich die Phantastik durch das Zusammentreffen zweier oppositioneller Teilwelten aus: einer real-möglichen und einer real-nicht-möglichen. Die Be-

stimmung einer Welt als real bzw. nicht-real hängt natürlich vom Realitätsbegriff einer Epoche ab. Nach Wünsch erscheint eine Textwelt dann als phantastisch, wenn sie die Basispostulate der jeweils dominierenden Realitätskonzeption verletzt. Darüber hinaus greifen mehrere Theoretiker die erstmals von Todorov festgestellte Notwendigkeit eines Klassifikators der Realitätskompatibilität auf, eine Gestalt, die das phantastische Phänomen als abweichend wahrnimmt und dies konstatiert, sei es der Erzähler oder eine seiner Figuren.

Diese Definition erlaubt eine deutliche Abgrenzung gegenüber dem Märchen, dem Mythos, der Fantasy, der Science Fiction und der Utopie sowie der Fabel, Parabel und Allegorie. So fehlt es sowohl im *Märchen* als auch im *Mythos* an der Differenz zweier kulturell unvereinbarer Welten. Die mythologische Welt wird ebenso wie die märchenhafte als selbstverständlich genommen und weist somit keine textinterne Infragestellung der

Realitätskonzeption auf, ein Klassifikator tritt nicht auf. Im Gegensatz zur Phantastik, in der die Konfrontation zweier Realitäten einen zentralen Platz einnimmt, besitzt das Wunderbare im Märchen seinen von vornherein angestammten Platz. Auch wenn es so scheint, dass sich das Märchengeschehen in einer alltäglichen Welt zuträgt, so handelt es sich doch um eine Welt, in der alles möglich ist. In der Phantastik wird hingegen eine Welt konstruiert, in der keineswegs alles eintreffen kann, in die jedoch eine fremde Welt plötzlich und unerwartet hereinbricht. Des Weiteren wird die alltägliche Welt in der Phantastik im Gegensatz zum Märchen sehr realistisch beschrieben. Die auftretenden Personen haben echte Personennamen, Ort und Zeit werden meist angegeben. Im Gegensatz hierzu ist die Zeit des Märchens nicht näher bestimmt, der Ort nicht angegeben und die Personen tragen entweder keine Namen, Allerweltsnamen oder spezielle Märchenamen wie Dornröschen. Dass

dennoch manche Märchen als phantastische Erzählungen angesehen werden müssen, hängt mit einem undeutlich definierten Märchenbegriff zusammen, wie Zondergeld erwähnt. Hierbei handelt es sich um die Kunstmärchen der Romantik wie bei Tieck und Hoffmann, die in Wahrheit phantastische Erzählungen sind und „die sich nur die Bezeichnung Märchen zugelegt haben“.

Auch im Bereich der *Fantasy* steht die ‚andere‘ Welt nicht in Opposition zu einer kulturell normalen Realität, sondern fungiert als eigenständig und selbstverständlich. Hierbei ist jedoch zu beachten, dass die andere Welt meist in räumliche und/oder zeitliche Ferne gerückt ist und für sie kein Anspruch auf historische oder faktische Glaubwürdigkeit erhoben wird. Die in der *Fantasy* vorgestellten Welten sind wie im Märchen von vornherein als imaginär erkennbar, das Übernatürliche ist hier kein Fremdkörper, sondern ein für diese Welten charakteristisches Merkmal. Es ist jedoch kenn-

zeichnend, dass häufig Karten von *Fantasy*-Welten gezeichnet werden. Dies trifft ebenso für Texte der Phantastik zu. Hier wird ein weiterer Unterschied zwischen Phantastik und Märchen deutlich: Eine Karte über das Reich des Vaters von Dornröschen oder ein Grundriss vom Schloss des Gestiefelten Katers sind ziemlich undenkbar.

Wie in der *Fantasy* ist auch in der *Science Fiction* die andere Welt räumlich oder zeitlich von jener Welt entfernt, welcher der Text angehört. Eine möglicherweise in der Zukunft existierende Kultur und Wissenschaft wird dargestellt, wobei für die vom aktuellen kulturellen Wissen abweichenden Phänomene mehr oder minder wissenschaftliche Erklärungen geboten werden. Während es in der Phantastik eher logische, ontologische oder theologische Basisannahmen sind, die verletzt werden, sind es in der *Science Fiction* die naturwissenschaftlichen.

In der *Utopie* ist die andere Welt gleichfalls räumlich oder

zeitlich von der Kultur entfernt, welcher der Text angehört. Allerdings liegen die vom aktuellen kulturellen Wissen abweichenden Phänomene hier im Bereich der sozialen Strukturen, meist werden die sozialphilosophisch-sozialwissenschaftlichen Basisannahmen verletzt. Die andere Welt wird als positive oder negative Alternative vorgestellt.

Um *Fabel*, *Parabel* und *Allegorie* von der Phantastik abzugrenzen, spezifiziert Wünsch eine Regel Todorovs, nach welcher das Phantastische nicht poetisch oder allegorisch, sondern

nur wörtlich verstanden werden darf: „Ein Ereignis, das gegen den Realitätsbegriff verstößt, kann nur dann ein fantastisches Ereignis sein, wenn es weder einen Indikator für Nicht-Wörtlichkeit noch für Nicht-Realität noch für Übersetzbarkeit gibt: denn in jedem dieser Fälle wird das potentiell fantastische Ereignis beseitigt.“

Abschließend lässt sich festhalten, dass diese Definition sowohl der Phantastik als auch den anderen nicht-mimetischen Genres wie der Fantasy, dem Horror, der Science Fiction etc.

endlich die Bedeutung zukommen lässt, die sie verdienen. Aus diesem Grund wäre es wünschenswert, wenn es in Zukunft beides gäbe: die im Wortsinne phantastischen Bücher, die die Poesie in unsere Zivilisationswüste zurückbringen – und die Wissenschaft, die den Rang und die Bedeutung dieser Werke erkennt. Diese Wissenschaft wird, um mit den Worten Michael Endes zu sprechen, Wahrheiten finden, „mit denen die Menschen nicht nur leben können, sondern die ihnen ihr wahres Menschsein erst enthüllt“. Sollte dies nicht das Ziel jeder Wissenschaft sein?



(c) Victoria Francés/Represented by NORMA Editorial

Was zum Teufel ist „Klassische Phantastik“?

Gedankengänge von Jürgen Eglseer

Als das Thema dieser PHANTAST-Ausgabe feststand, stellte ich mir persönlich die Frage, was man sich eigentlich unter „Klassischer Phantastik“ vorstellen soll.

Ab wann ist etwas „klassisch“?

Das Jules Verne mit seinen technisch basierten Abenteuerromanen hierzu zählt, ist jedem sofort klar. Aber zählen auch Romane von Stanislaw Lem oder John Brunner hierzu? Wird „klassisch“ als „alt“ definiert oder als „bedeutend“? Was ist mit den Heftromanreihen der deutschen Science Fiction-Hochzeit wie „Terra Astra“ oder „Terranauten“? Kann man dies alles zur klassischen Phantastik zählen, oder ist die Definitionsgrenze von

der eigenen Sichtweise abhängig, gar fließend? Fangen wir doch einmal von vorne an:

Als Gott begann, Himmel und Erde zu erschaffen, die Erde öd und wüst war und Finsternis auf der Fläche des Abgrundes... da sprach Gott: Es werde Licht! Und es ward Licht. (Gen 1.1. - 2.4a).

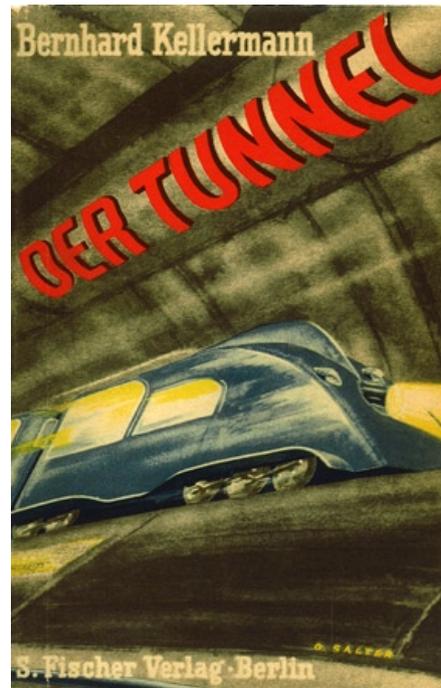
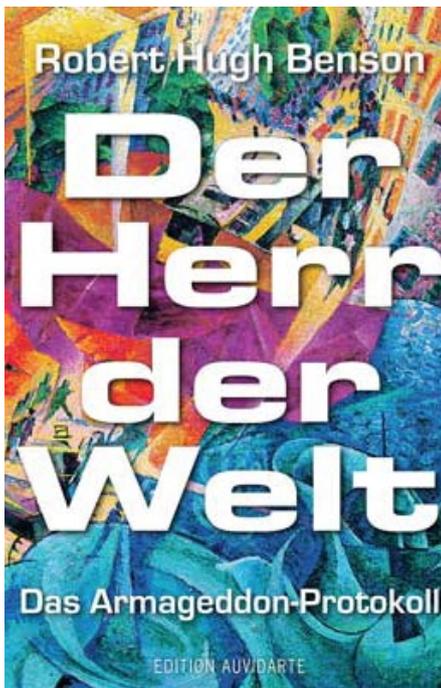
Warum ich den Anfangssatz der Genesis in einem Beitrag über die Phantastik erwähne? Nun, die Genesis ist in vielen Teilen von den Schöpfungsmythen des Alten Orients beeinflusst, wie man an Teilen des Gilgamesch-Epos sehen kann, werden ganze Passagen einfach in die Bibel übernommen. Die alten Erzählungen über Gott – oder die Götter, je nach Kulturkreis – wurden in

der Alten Zeit mündlich weitergegeben, wandelten sich mit den Jahren und Generationen und endeten in das, was wir in unserer westlichen Welt als Bibel kennen. Was unterscheidet nun diese Geschichten aus dem Prä-Judentum von dem, was wir hierzulande als Legenden und Sagen kennen? Wie weit ist der Schritt zum Märchen, und schlussendlich zur Fantasy-Geschichte? Tolkien ist hier das beste Beispiel für eine umfassende Übernahme von uralten, mündlich überlieferten und religiös beeinflussten Werken zu einem Fantasy-Epos. Aus der altenglische Helden-sage *Beowulf* (um 700 vor Christus) entnahm er Namen und Motive für sein eigenes Fantasy-Epos *Der Herr der Ringe*. Die Heldensagen der Griechen (*Troja* und *Odysseus*) sind

durchtränkt von der Einflussnahme der Götter auf die Taten der Menschen – niedergeschrieben und weiter erzählt wurden diese klassischen Fantasygeschichten zu einer Zeit, in der eben diese Gottheiten noch im Olymp regierten und die Menschen vor deren Zorn zitterten. Grundsätzlich kann man die klassische Phantastik bis zum Beginn des industriellen Zeitalters, wenn man so will, in zwei Bereiche aufteilen: Einerseits

die religiös betonten, oftmals mit Heldentaten verzierten, Geschichten. Auf der anderen Seite Legenden und Märchen mit einem pädagogischen Hintergedanken (z.B. Grimm, Bechstein, Hauff). Erst mit der Entdeckung der Grundlage der Industrie, namentlich Dampf und Elektrizität, entstanden die moderneren Erzählungen, die den menschlichen Entwicklungs- und Forscherdrang in den Mittelpunkt stellten.

Auch heute noch bekannte Autoren wie Hans Dominik, Jules Verne oder Bernhard Kellermann schildern abenteuerliche Reisen rund um die Welt, unter ihr hindurch oder in die Weiten des Alls. Dabei kamen sie der von ihnen noch weit entfernten Technik oftmals erstaunlich nahe. Gerade im Bereich zwischen 1890 und 1920 entstanden eine Vielzahl von Schriftwerken, die geradezu faszinierend nicht nur die künftige Technik schilderten, sondern auch gesellschaftliche Entwicklungen vorwegnahmen. Die Erzählungen von Robert Benson (*Der Herr der Welt*) lassen einen erstaunt aufhorchen, wenn er mit der Hauptfigur Charakterzüge des amerikanischen Präsidenten Obama vorwegnimmt oder den Kalten Krieg zwischen der westlichen Welt und dem Ostblock schon 50 Jahre früher schildert. Oder nehmen wir Bernhard Kellermann, der den Bau des Eisenbahntunnels unter dem Kanal zwischen Frankreich und England schon 1913 in *Der Tunnel* zum Thema machte (wobei man natürlich

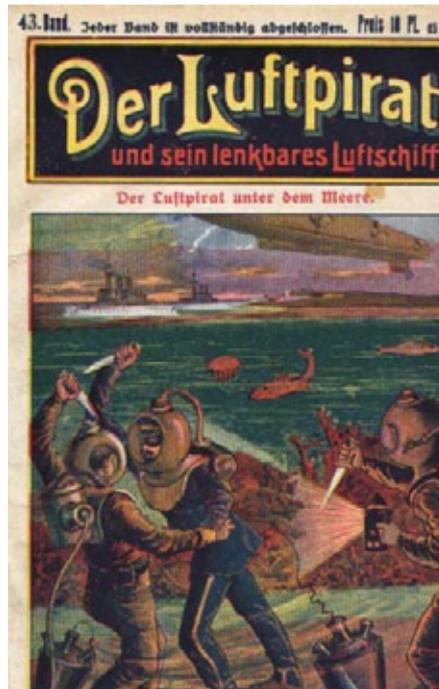


bedenken muss, das schon zu Zeiten des Sonnenkönigs dies als Gedankenspiel existierte).

Heftromane und Leihbücher

Zu Beginn des letzten Jahrhunderts driftete die klassische Abenteuer/SF-Literatur zumindest in den Augen der Obrigkeit und des Bildungssystems in das Triviale. Eine Vielzahl von billig hergestellten Heftromanreihen entstand. Die Serie *Jan Mayen, der Herr der Atomkraft* gehört ebenso wie *Der Luftpirat und sein lenkbares Luftschiff* zu den bekanntesten Vertretern dieser Literaturgruppe. Gerade Dieter von Reeken ist es zu verdanken, das er in seinem Verlag diese auch antiquarisch kaum noch zu beschaffenden Fundstücke frühester deutscher Science Fiction in aufwändig und liebevoll gestalteten Nachdrucken wieder zugänglich macht. Leider ist über Serien der Vorkriegszeit kaum noch etwas bekannt, lediglich der Titel der Reihe wird aufgeführt, Hefte sind, zumindest auf dem freien

Markt, nicht mehr erhältlich. In den 60er und 70er Jahren wurden in den Heftromanreihen des Pabel- und Moewig-Verlages eine große Zahl von Klassikern der Phantastik, teils in gekürzter Fassung, nachgedruckt. Hier wurden vor allem die großen Schriftsteller der amerikanischen Szene dem breiten deutschen Publikum bekannt. Trotzdem verlor der Heftroman sein Stigma der Trivialliteratur nie.



Rund um den zweiten Weltkrieg entstanden sogenannte Leihbüchereien, in denen gegen eine geringe Gebühr Bücher ausgeliehen werden konnten. Trotz des „alten“ Aussehens der manchmal auf Flohmärkten und im Antiquariat noch erhältlichen Romane handelt es sich bei diesen Leihbüchern kaum um sogenannte Klassiker, meist wurden hier aktuelle Romanheftreihen billig zusammengefasst - ein Blick in das Innere zeigt einen schludrigen Satz, billigen Druck und wenn man heute am Papier riecht, kann man auch schnell merken, das auch in diesem Bereich an Qualität gespart wurde.

Eindringen in ein anderes Universum...

Wenn man heutzutage sich mit Klassikern der Phantastik im Sinne des Alters beschäftigt, muss sich der Leser auf einiges gefasst machen. Denn nicht nur Äusserlichkeiten und Schrift haben sich im Laufe der Jahrzehnte geändert. Auch die gesellschaftlichen und die

Moralvorstellung sind grundlegend verschieden. Sexualität findet nur im Geheimen, zumindest im Privaten statt. Insofern bewegen sich auch romantische Geschichten immer im Bereich des Ehrbaren und platonischen Umgangs miteinander. Selbst ein Kuss in der Öffentlichkeit ist Obszön.

Das Frauenbild selbst ist naturgemäß von einem Diktat der Männer geprägt. Die Frau hat am Herd zustehen und ist für die Erziehung der Kinder zuständig. Der Mann reist in der Luft, unter Wasser oder ins All - und kümmert sich um seine Familie nur im Nebensatz. Das Abenteuer selbst ist nur ihm zgedacht, den Mann begleitende Frauen sind nur für Ohnmachtsanfälle, hysterische Ausbrüche oder klägliche Widerworte zuständig.

Schwieriger wird es für den heutigen, gebildeten Leser, wenn es in den Bereich des Nationalismus geht. Dabei ist kei-

neswegs alleine der deutsche Nationalismus, mündend in den Nationalsozialismus, gemeint. Interessanterweise hatten viele der durch das aufstrebende Industriezeitalter wohlhabend gewordenen Staaten einen sehr ausgeprägten Nationalismus. Obgleich Amerikaner, Engländer oder Franzosen. Der Begriff der überlegenen Rasse, gar das heute beschmutzte Wort „arisch“ wird fast schon inflationär benutzt und mit großem Stolz und Egoismus vor sich hergetragen. Je nach Nationalität des Autors wird diese oder jene Volksgruppe in moralisch luftige Höhen getragen - andere wiederum in die tiefsten Hölle des Abgrundes gestossen. Insofern findet man auch nur entsprechende Literatur aus den westlichen Staaten, aus Amerika und Europa. Weder aus Afrika noch aus Asien sind mir entsprechende, relevante Klassiker der Phantastik bekannt, die Gründe hierfür mögen zahlreich sein.

Stilbildend

Neben dem Alter an sich ist auch die Relevanz des Romanes eine Voraussetzung, ihn „klassisch“ zu nennen. Ich will an dieser Stelle gar nicht zum wiederholten Male die Vorzüge von Philip K. Dick, Stanislaw Lem oder Isaak Asimov aufzählen. Hierzu gibt es im Netz eine unglaublich große Zahl von frei zugänglichen Schriften, die sich mit den entsprechenden, stilbildenden Romanen beschäftigen. Besonders sei hier auf die „Meisterwerke der Science Fiction Literatur“ des Heyne Verlages hingewiesen; in dieser Reihe ist mittlerweile eine große Zahl wichtiger und lesenswerter Romane erschienen. Hier sollte man sich nicht von den „Meilensteinen der SF-Literatur“ desselben Verlages verwirren lassen, diese besteht lediglich aus Neuauflagen der „Meisterwerke“ mit neuem Titelbild - obwohl diese im Handel immer noch lieferbar sind.

Leihbücher aus den 60er Jahren. W.W. Shols „Die fressende Sonne“ sowie ein Sammelband der Heftromanreihe „Perry Rhodan“, hier speziell von K.H. Scheer.



Eine Auswahl von Heftromanreihen aus der Sammlung des Herausgebers. Die hier dargestellten Titel stammen aus den Jahren 1954 bis 1982.

Gustav Goes: Das verschlossene Buch

Ein Beitrag von Horst-Dieter Radke

Nach einem Hinweis, Michael Ende habe seine *Unendliche Geschichte* abgekupfert, und zwar von Gustav Goes und seinem Werk *Das verschlossene Buch*, habe ich mir antiquarisch dieses Buch beschafft. Es ist ausreichend im (antiquarischen) Umlauf und ich konnte mir ein leidlich erhaltenes Exemplar zu einem angemessenen Preis besorgen. Es weist nur unwesentliche Beschädigungen auf, ist außerdem auf gutem Papier gedruckt, sodass die Seiten kaum vergilbt sind. Dies kommt insbesondere den Grafiken von T. Schönecker zugute. Bei einem Preis von 20 Euro für ein Buch mit einem Alter von vermutlich 100 Jahren eine nicht zu bereuende Investition.

Der Erzähler, ein dreizehnjähriger Junge, besucht regelmä-

ßig in einer alten fränkischen Bischofsstadt – Bamberg wird wohl Vorbild gewesen sein – den Großvater, der eine Apotheke führt. In seinem Laboratorium hat der ein altes, verschließbares Buch liegen, aus dem er dem Enkel Geschichten vorliest. Eines Tages verlässt der Großvater den Raum und der Junge beginnt verbotenerweise in dem Buch zu lesen. Sofort wird er in die Geschichte hineingezogen, Gefangener des Buches und damit auch Gefangener des Zaubers Hagan, eines ewigen Wanderers. Der Junge heißt nun Johannes Peruneit und ist ein Trossbube im Gefolge des Zaubers. Damit nicht genug. Er soll auch noch Alisa, die Prinzessin von Alcandar, für den Zauberer gewinnen. Dafür wird er zum Läuferknaben Sil-



vio. Am Schluss geht der Plan des Zauberers erwartungsgemäß nicht auf und auch der im Buch gefangene Junge kehrt zurück – allerdings vorzeitig. Das Ende wird dadurch ein wenig hinausgezögert.

Geschrieben ist die Geschichte in einem sehr ein-

dringlichen, altertümlichen Erzählstil. Eingewoben sind traumhafte Sequenzen. So zaubert Hagan den Jungen Peruheit in eine Pfütze und lässt ihn dort die Welt der Mikroben, Algen und Einzeller erleben. In der Mitte des Buches schickt Hagan ihn auf eine Reise, die so surrealistisch ist, dass man an ein Drogenerlebnis denken möchte. Von dieser Reise kehrt er als (vermeintlicher) Läuferjunge Silvio zurück. Es sind Ritte durch die Luft enthalten,



ein Flug mit dem Greif und ein williger Hirsch, der den Jungen in die Berge trägt. Sehr schön hat der Autor beschrieben, wie der Junge nach und nach seine phantastische Ausgestaltung als Trossjunge schein-erinnert oder der Läuferjunge Silvio seine Herkunft aus der suggerierten Erinnerung holt. Alles in allem eine wundervolle phantastische Geschichte, wobei mir das Ende nicht unbedingt zusagt. Die Lösung über die alte Weissagung ist mir dann doch etwas zu dünn, weil zu oft genutzt – vielleicht aber auch nur aus heutiger Sicht, wo wir mit derartiger Literatur quasi übersättigt sind.

Zitat (S.23):

„Hast Angst, Milchbart?“ gellte mir *eine rauhe Stimme in die Ohren.*

„Schau’ nach vorne, *nicht in die Tiefe!*“

„In die Tiefe?!“ Ein leichter Schwindel erfasste mich. Bang richtete ich mich halb empor und sah über Selinkas Kopf hinweg. Die Straußenfedern

schlugen an meine Wangen. Dort ritt Hagan, jagte dahin, schwebte, flog.

Im Mittelpunkt der phantastischen Ausgestaltung der Erzählung steht Hagan, der Zauberer. Er ist ein »ewiger Wanderer«. Der Autor bedient sich damit bei einem uralten Motiv, das in der verengten Gestalt des »ewigen Juden« wenig später auch im Dritten Reich wieder sehr populär werden sollte. Hagan sehnt sich nach nichts mehr, als endlich erlöst zu werden, was er am Schluss auch wieder umdrehen kann, indem er höhnisch der Prinzessin erklärt, dass er auch weitere tausend Jahre leben könne, nachdem er sie und ihren Geliebten als verzauberte Gefangene mit in diese Unsterblichkeit genommen hat.

Manche Bilder erinnern tatsächlich an Endes *Unendliche Geschichte*. Das Motiv des Jungen, der in der Geschichte verschwindet und sich daraus selbst befreien muss, etwa. Auch der Ritt mit dem Greif

könnte für Ende Vorbild gewesen sein, um seinen Bastian mit dem Drachen durch die Luft zu schicken. Das ist aber auch schon alles. Weder Sprache noch Geschichte wurden von Ende übernommen. Er hat, möglicherweise angeregt durch dieses Buch, etwas ganz Eigenes geschaffen. Ideenklau und Plagiat sind ihm zumindest von dieser Quelle aus nicht anzulasten.

Das verschlossene Buch ist keinesfalls ein Märchenbuch für Kinder. Sie würden zwar nicht unbedingt Schaden nehmen, durch manche der phantastischen Szenen aber eher gelangweilt oder irritiert. Für Erwachsene ist das Buch durchaus lesenswert, etwa als Beispiel früher deutscher phantastischer Literatur. Als ein großes Werk kann man es nicht bezeichnen, die Geschichte ist zwar reizvoll und auch nicht schlecht erzählt, keineswegs aber ungewöhnlich. Beachtenswert sind auch die Illustrationen von T. Schönecker, über den ich leider nicht mehr in Erfahrung bringen konnte,

als dass er zwischen 1900 und 1930 als Buchillustrator gearbeitet hat.

Da mir der Autor nicht bekannt war, habe ich ein wenig recherchiert. Viel war aber nicht herauszufinden bei einer mittelintensiven Recherche. Gustav Goes wurde am 20.4.1884 geboren. Ein Todesdatum konnte ich nicht ermitteln. Als Geburtsort vermute ich Bamberg, weil er auch später ein Buch über die Stadt verfasste (1930). Er nahm am Ersten Weltkrieg teil und schrieb in späteren Jahren auch darüber. 1919 kam er nach Potsdam und war dort als Oberheeresarchivrat tätig (Heeres-Oberarchivrat und Hauptmann a. D. aus anderer Quelle). *Das verschlossene Buch* könnte um 1910 herum veröffentlicht worden sein. Eine Jahreszahl ist in meinem Exemplar leider nicht zu finden, und auch sonst sind im Internet eher undeutliche Jahres-Verweise zu recherchieren. Nach dem Ersten Weltkrieg veröffentlichte er zunächst weitere märchenhafte Literatur:

- *Im Wunderreich des Bergkönigs* (1922)
- *Ins Märchenland* (1922)
- *Märchengeister* (1923)

Danach schrieb er zunächst (fast) nur noch militärische Fachliteratur:

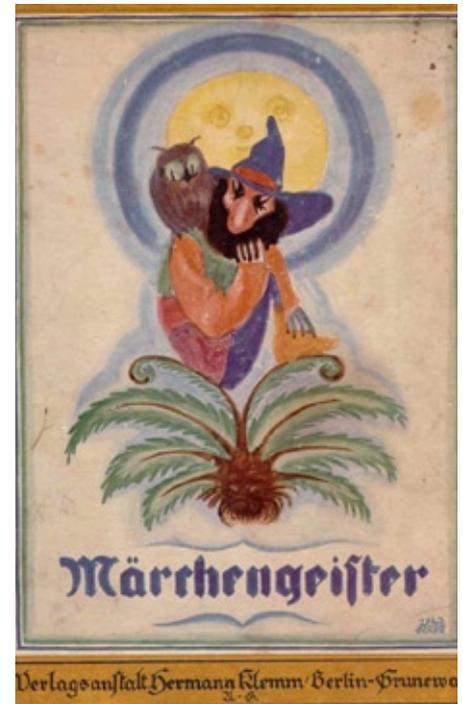
- *Soldatenherz - Ein Kriegsskizzenbuch* (1925)
- *Wehrhaftes Volk 1914 - 1918* (1935)
- *Frontsoldaten - Ein Freilichtspiel* (1935)
- *Kemmel: Sturm und Sterben um einen Berg mit 24 Feldzugsaufnahmen* (1935)
- *Die Trommel schlug zum Streite - Ernstes und Heiteres aus dem Kriege* (1940)
- *Chemin des Dames (das Heldenlied des Weltkriegs)* (1941)

Und 1930 veröffentlicht er das bereits erwähnte Buch über Bamberg: *Bamberg, Deutsche Stadt der Wunder und Träume*.

Bei der Suche in Sekundärliteratur zur Literatur zwischen 1933 und 1945 finden sich Hinweise auf Gustav Goes, der mit seinen

Stadionspielen als Vorläufer der Thingspiele gesehen wird, „welcher in seinen Stücken ‚Ahasver‘, den ‚ewigen Juden‘, als antisemitischen Topos verwendet“. Goes scheint das Wanderer-Motiv aus seinem ersten Roman politisch angepasst zu haben. In welchen Stücken und Texten genau konnte ich aber nicht ermitteln. So aus der Ferne betrachtet und in Kenntnis nur seines ersten Romans scheint er mir ein Autor gewesen zu sein, der seine beginnende und sich in phantastischer Literatur ausdrückende dichterische Begabung später in eine ‚angepasste‘ Literatur

gelenkt hat. Das macht seinen ersten Roman nicht weniger lesenswert – kritische und tendenziöse Aussagen konnte ich darin zumindest nicht entdecken –, aber über dieses Buch hinaus scheint er mir nicht sonderlich interessant. Möglicherweise sind seine Märchenbücher noch beachtenswert, da sie allerdings anders als *Das verschlossene Buch* auch antiquarisch nur recht kostenintensiv zu beschaffen sind, konnte ich das nicht prüfen. Vielleicht ist er einer der Dichter, von denen ein Buch überlebt – wenn überhaupt – und die sonst nicht zu Unrecht vergessen werden.





(c) Victoria Francés/Represented by NORMA Editorial

Hin und wieder zurück

Ein Artikel von Markus Drevermann

Mit einem kurzen, aufs Papier hingeworfenen Satz begann es und wurde zur Initialzündung eines ganzen Literaturgenres. Das große Abenteuer des Hobbits Bilbo Beutlin.

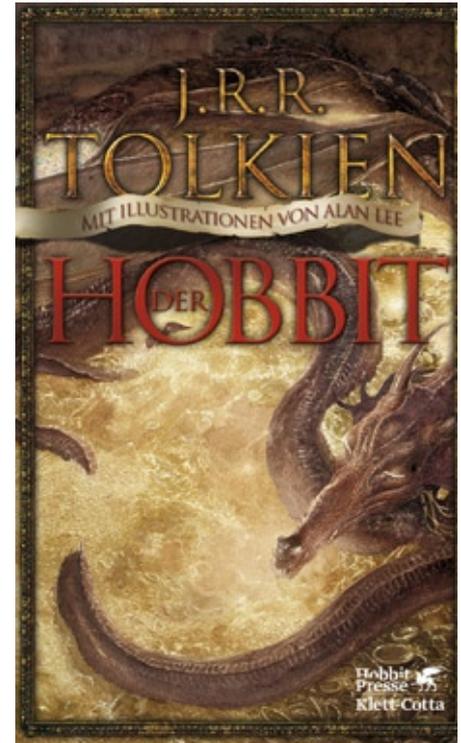
„In einem Loch im Boden, da lebte ein Hobbit.“

J. R. R. Tolkien saß über der Korrektur von Studienarbeiten seiner Studenten, als ihm ein leeres Blatt in die Hände fiel und er den berühmten ersten Satz seines Buches aufschrieb. Zu dem Zeitpunkt hatten die Worte noch keine tiefere Bedeutung, keinen besonderen Hintergrund. Es waren einfach ein paar Worte, die ihm in diesem Moment durch den Kopf gingen. Und doch bildeten sie den Ausgangspunkt einer unglaublichen Geschichte. So-

wohl im fiktiven Mittelalter als auch in unserer Welt. Denn was hier seinen Anfang nahm, konnte eigentlich niemand vorhersehen.

Dabei war *Der Hobbit* ursprünglich noch nicht einmal als Teil Mittelalters gedacht. Seinen Anfang nahm er als Gute-Nacht-Geschichte für Tolkiens Söhne, denen er sie erzählte. In den 30er Jahren begann er die Abenteuer von Herrn Bilbo Beutlin schriftlich festzuhalten und im Jahr 1937 war es dann auch so weit: *Der Hobbit* erschien. Geschrieben von dem bis dahin im Bereich der Romane unbekanntem J. R. R. Tolkien.

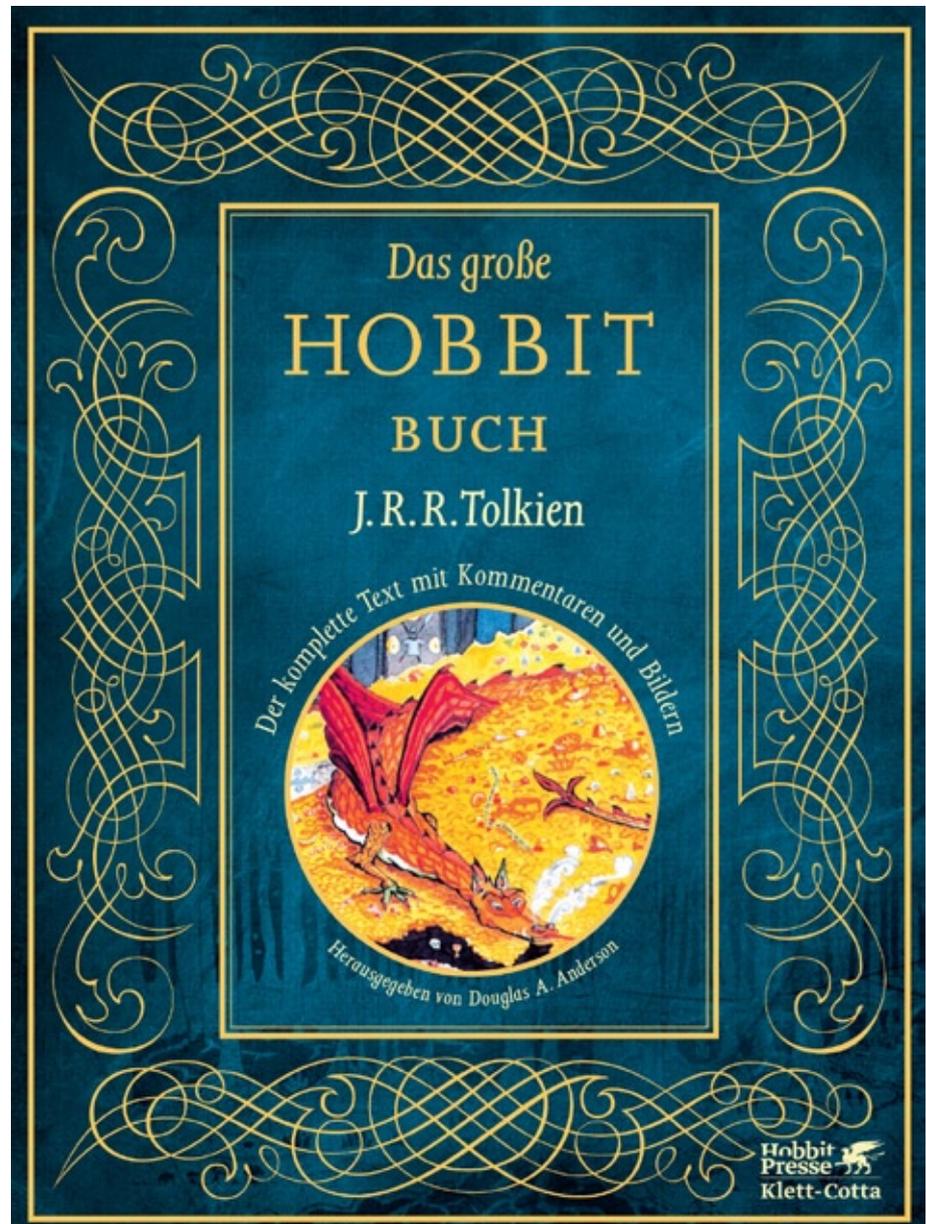
Allerdings war er keineswegs unerfahren im Schreiben fantastischer Erzählungen. Schon während des Ersten Weltkriegs



begann er die Welt Mittelalters zu skizzieren. Zunächst nicht zur Veröffentlichung gedacht und nur als Hintergrund für

seine selbsterdachte Elbensprache. Als Grundlage dienten ihm alte Heldengedichte der Edda und anderer europäischer Sagen. Als Sprachwissenschaftler war es für ihn wichtig, dass seine erfundene Sprache einen Hintergrund bekam, aus dem sie erwachsen konnte, und so nahm mit der Zeit, als lose Blättersammlung, das *Silmarillion* Gestalt an. Jenes Werk, welches als Ursprung aller Erzählungen von Mittelerde gelten kann. Denn hier legte J. R. R. Tolkien die Geschichte der ersten beiden Zeitalter Mittel-erdes schriftlich nieder. Unzusammenhängend zwar, aber in einzelnen Teilen strukturiert und immer durchdacht.

Dann kam eben die Zeit, in der Tolkien seinen Söhnen den *Hobbit* erzählte und niederschrieb. Dies dauerte sehr lange und immer wieder gab es längere Unterbrechungen, aber schließlich erschien er und wurde zu einem sofortigen, wenn auch kurzfristigen Erfolg, da während des Zweiten Weltkriegs Papierknappheit herrschte und es somit keine



Neuaufgaben des Buches geben konnte. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg und vor allem auch nach der Veröffentlichung des *Herrn der Ringe* nahm der Erfolg des *Hobbit* ungeahnte Ausmaße an.

1957 erschien er auch in Deutschland zum ersten Mal. Eine frühere Veröffentlichung wurde durch die krude Rassenideologie der Nazis, der sich Tolkien nicht unterwerfen wollte, verhindert. Zunächst hatte *Der Hobbit* keinen großen Erfolg in Deutschland. 1967 gab es aber eine Neuauflage mit knallrotem Cover und dem von *Der kleine Hobbit und der große Zauberer* auf *Der kleine Hobbit* gekürztem Titel. 1974 kam dann endlich der große Erfolg. Bei dtv erschien eine Lizenzauflage im Taschenbuchformat. Die Illustrationen von Paul Ensikat bestimmten von da an die Vorstellung von Hobbits in den deutschsprachigen Ländern. 1997 beschloss der Klett-Cotta-Verlag, eine Neuauflage des *Hobbit* herauszugeben. Dazu wurde von Wolfgang Krege eine Neuübersetzung angefer-

tigt, die im Gegensatz zu seiner Neuübersetzung des *Herrn der Ringe* viel Lob erntete. Gemeinsam mit *Der Herr der Ringe* gab es das Werk in einer Buchkassette zu kaufen, in der auch das berühmteste Werk Tolkiens so veröffentlicht wurde, wie es vom Autor gedacht war: in sechs Einzelbänden.

Aber was macht den *Hobbit* nun aus?

Zunächst einmal ist er kein Roman, der für Erwachsene gedacht ist, sondern für Kinder. Dieser Umstand findet sich natürlich auch in der sprachlichen und inhaltlichen Gestaltung wieder. Der Roman ist einfach und kindlich gehalten und führt den Leser damit in eine Zeit zurück, als die Phantasie das Leben bestimmte. Erinnerungen an die Kindheit werden wach und man fühlt sich wieder wie damals. Die Geschichte um den Hobbit Bilbo Beutlin, der zu seinem größten Abenteuer aufbricht, trägt natürlich dazu bei. Auf seiner Reise begegnet er vielen

Fabelwesen, wie Orks, Elben und Drachen, aber auch einem Mann, der sich in einen Bären verwandeln kann und der von sprechenden Tieren bewirtet wird. Letztere bezeichnete Tolkien später als Fehler, der aber nicht mehr zu korrigieren war, und wenn man ehrlich ist, wollen sie für den erwachsenen Leser, der den *Herrn der Ringe* kennt, nicht so recht passen. Irrendwie sind sprechende Tiere fehl am Platze in einer Welt, die ansonsten auf große Mythen aufbaut und die Bühne für *Der Herr der Ringe* ist.

Eine Tatsache, die aber nicht enttäuschen sollte, wenn man sich vor Augen hält, für wen der Roman geschrieben wurde. Denn für sein Genre ist *Der Hobbit* einfach wunderbar zu lesen, voll überschäumender Phantasie und phantastischen Gegebenheiten, deren gruselige Stellen immer wieder durch Humor abgemildert werden, der teils aus der Situation, teils aus den Charakteren entsteht.

Fast genauso vielseitig wie die Geschichte des *Hobbit* selbst ist

auch mittlerweile die Vielzahl an verschiedenen Ausgaben. Zunächst wären da die dtv-Ausgaben zu nennen, die anhand des Titels *Der kleine Hobbit* von den Ausgaben des Klett-Cotta-Verlages, der seine schlicht *Der Hobbit* nennt, zu unterscheiden sind: dtv verwendet die alte, von Walter Schwerf angefertigte Übersetzung, die als nicht ganz so gelungen gilt und bei der so manche Lieder und Textstellen noch fehlen. Dtv beschränkt sich auf den reinen Text, mit der oben erwähnten Ausnahme.

Klett Cotta hingegen hat viele Ausgaben zu bieten, von ebenso einfachen Textausgaben über für Kinder größer gedruckte bis hin zu wirklich besonderen. Zwei stehen dabei hervor: die 2009 erschienene Ausgabe mit Zeichnungen und Illustrationen von Alan Lee und die aus 2012 stammende Ausgabe des *Großen Hobbit Buchs*. Beide folgen der – von Tolkien überarbeiteten – Ausgabe von 1966, in der er so manche Lücken und Widersprüche zum *Herrn der Ringe* beseitigte, wodurch *Der*

Hobbit endgültig in Mittelerde ankam.

Zuerst ein paar Worte zu der Ausgabe mit Alan Lees Zeichnungen. Wer ein Filmfan ist, dem dürfte dieser Name nicht unbekannt sein. Schon lange als Tolkienillustrator bekannt, arbeitete er am Design der *Herr der Ringe*- und nun der *Hobbit*-Filme mit. 64 Bilder stellte er für diese besondere Ausgabe zur Verfügung: teils auf Farbtafeln, teils schwarz-weiß im Text. Jedes einzelne Bild der Farbtafeln ist ein Kunstwerk für sich und begleitet die passende Textstelle perfekt. Dabei sind es keine kindlichen Zeichnungen, sondern detailverliebte Gemälde, die an vergangene Zeiten erinnern und dem Buch einen Hauch von Authentizität verleihen. Man hat das Gefühl, in die Vergangenheit zu sehen. Dazu kommen die Schwarz-Weiß-Zeichnungen am Anfang jedes Kapitels, die auf das Folgende einstimmen. Allein bei ihnen kann man schon minutenlang verweilen. Insgesamt eine liebevoll erstellte Ausgabe, was sich auch im Umschlag, auf

dem der Drache Smaug dargestellt ist, und den nunmehr farbigen Karten der Wilderlande und des Einsamen Bergs widerspiegelt. So schön ist und war *Der Hobbit* sonst nie.

Das große Hobbit Buch hat zwar nicht die herausragenden Zeichnungen Alan Lees, aber trotzdem nicht weniger zu bieten. Neben dem eigentlichen Hobbit-Text bekommt der Leser hier eine Fülle an Informationen geboten, die allesamt hochinteressant sind. Unter anderem werden die Hintergründe von Tolkiens Ideen offenbart, was der *Hobbit* mit *Beowulf* und der *Edda* zu tun hat und wie isländische Sagas in die Erzählung hineinspielten. Aber auch die Entwicklungsgeschichte des *Hobbit* kommt nicht zu kurz. Wer weiß schon, dass der Zwergenführer zunächst Gandalf hieß, der Zauberer Bladorthin, der Drache Pryfthan und Beorn Medwed. Ebenso hat sich die Geschichte mehrmals geändert, und selbst als *Der Hobbit* längst erschienen war, veränderte Tolkien ihn

und passte Beschreibungen, Dialoge und Ereignisse an den in der Zwischenzeit erschienenen *Herrn der Ringe* an. Es ist eine spannende Entdeckungstour in die Welt J. R. R. Tolkiens, die sich lohnt, die aber nicht aufgezungen wird, da die eigentliche Erzählung immer noch in einem Guss daherkommt und die vielen Anmerkungen und Erläuterungen in anderer Farbe am breiten Rand oder unterhalb des Textes präsentiert werden. Zudem finden sich noch eine Kurzbiographie J. R. R. Tolkiens, Ausschnitte aus mehreren Rezensionen vom ersten Erscheinen des Buches 1937 und die deutsche Veröffentlichungsgeschichte, die mit so manchem Hindernis gespickt war.

Einer der Höhepunkte ist aber mit Sicherheit „Die Fahrt

zum Erebor“. Für die Anhänge des *Herrn der Ringe* geplant und damals aus Platzgründen gestrichen, erscheint dieser Bericht Gandalfs zum ersten Mal in seiner vollen Länge. Hier erfährt der Leser, wie es überhaupt zu Bilbos Abenteuer kam und welche großen Auswirkungen es hatte. So wird klar: Gandalfs Motivation war nicht nur darauf beschränkt, den Zwergen zu helfen, er verfolgte noch einen größeren Plan, zugunsten ganz Mittelirdes.

Somit bieten beide Ausgaben einen großen Mehrwert, welcher der maßgebliche für einen selbst ist, muss jeder für sich entscheiden. Nicht unerwähnt soll die Umsetzung des *Hobbit* als Comic sein, die von David Wenzel und Charles Dixon angefertigt wurde und sich dabei

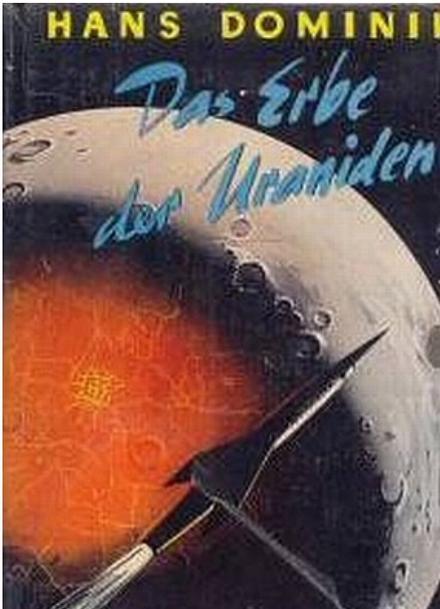
recht nah am Originaltext hält. Auch die Zeichnungen unterstützen den positiven Eindruck und passen gut zum Charakter eines Bilbo Beutlin.

Alles in allem lässt sich abschließend nur eines feststellen: *Der Hobbit* ist, in egal welcher Ausgabe, unumstritten ein Klassiker der Fantasyliteratur und es ist ein Vergnügen, ihn immer wieder zu lesen.

Durch seinen kindlichen Charme hat er nichts von seiner Faszination eingebüßt. Und wer von Oin, Gloin, Ori, Dori, Nori, Kili, Fili, Bifur, Bofur, Bombur, Dwalin, Balin und ihrem Anführer Thorin Eichenschild nicht genug bekommen kann, hat schon bald die Möglichkeit, ihre Abenteuer auf der großen Leinwand zu verfolgen.



(c) Victoria Francés/Represented by NORMA Editorial



Das Erbe der Uraniden

Eine Rezension von Jürgen Eglseer

Ein allumfassender Krieg herrscht auf der Erde - das russische Reich versucht nach der bolschewistischen Revolution, die Macht über die anderen Staaten der Erde zu erlangen. Nachdem die westlichen Kräfte die „neue Kraft“ einsetzen, können die russischen Streitkräfte zurückgeschlagen werden. Der Kampf wird primär mittels Luftschiffen ausgetragen, die Folge dieses Kampfes sind weit verwüstete Städte und Landschaften - eine Folge des unkontrollierten Gebrauchs der neuen Waffen. In Südamerika sammeln sich die letzten russischen Kräfte, der Endkampf des Krieges steht bevor. Über einer kleinen Insel im Pazifik geraten die beiden Flotten aneinander und es stellt sich heraus, das auch die russischen Luftschiffe über die neu-

en Bomben verfügen. Das Ergebnis ändert sich jedoch nicht - Russland verliert den Krieg. Einige Wochen später jedoch bemerkt man auf der besagten Insel einen nicht mehr zu löschenden Brand - die Atome des Gesteins haben sich in einer Art Kettenreaktion entzündet. Der Atombrand droht, sich unkontrolliert auszubreiten. Der Erfinder Gorm hat ein Raumschiff entwickelt, mit dem man die Brandstelle regelrecht aus der Inselherausschneiden und ins All transportieren möchte. Dieses Vorhaben gelingt auch auf dem ersten Blick, der riesige Quader wird, gegen den Widerstand einiger Wissenschaftler, auf dem Mond abgeladen. Doch das Vorhaben scheitert in zweierlei Hinsicht. Einerseits wurde der Atombrand durch die Kälte und das Vakuum des Alls nicht gelöscht und breitet

Autor: Hans Dominik
vorliegende Ausgabe:
Verlag: Weiss, 1952, 293 Seiten
gebundene Ausgabe mit Schutzumschlag

sich nun auf dem Erdtrabanten aus. Auf der Erde stellt man fest, das der Atombrand sich über eine Metallerzader von der Insel aus ausbreiten konnte und nun unlöslich um sich greift. Das Ende der Welt scheint besiegelt. Gorm und sein Kontrahent Canning planen nun, die Erde zu verlassen - die Venus drängt sich als Rettungsinsel für die Menschheit auf. Seit einiger Zeit empfangen irdische Observatorien Signale von der Venus, die mittels mathematischer Gleichungen entschlüsselt werden können. Intelligente Wesen scheinen auf der Venus zu leben, die technisch weit über dem stehen, was die Menschheit der Erde aufbieten kann. Liegt hier der Schlüssel zur Rettung der Erde? Ein rasanter Wettstreit zwischen den verfeindeten Teams startet, zuerst die Venus zu erreichen und den Kontakt zu den Uraniden zu suchen...

Nach dem „Brand in der Cheopspyramide“ thematisiert Hans Dominik nun zum zweiten Mal, und diesmal explizit als konkrete Gefahr für den Weiter-

bestand der Erde, die Gefährlichkeit der Atomforschung. Die „neue Kraft“ und die neuen Bomben im Text können ohne Zweifel als Atomenergie und als Atombomben identifiziert werden. Bezüglich der Gefährlichkeit des Ausbruchs einer unkontrollierten Kettenreaktion nach einem Einsatz einer Atombombe täuschte sich Hans Dominik zwar, allerdings wurde diese Möglichkeit während der Entwicklungsphase des Manhattan-Projektes, bei dem die erste Atombombe der USA entstand, durchaus mit Sorge diskutiert und berechnet. Insofern schuf Dominik hier eine erste konkrete Warnung vor den Gefahren dieser neuen Technik - lange, bevor diese konkret zum Einsatz kam. In „Brand in der Cheopspyramide“ konnte die Kettenreaktion mit einfachen Mitteln wieder gelöscht werden, in „Das Erbe der Uraniden“ stellt Dominik die Menschheit gankenlos an die Wand und konfrontiert sie mit ihrer Auslöschung. Während der Streit bezüglich der Raumschiffentwicklung und

der anschließenden Wettfahrt zur klassischen, technisch basierten Abenteuer-SF a la Jules Verne gezählt werden kann, ist die Konfrontation mit den Uraniden, den „gottgleichen“ also, wieder als mahnende Warnung zu verstehen. Denn diese von einem anderen Planeten stammende und auf der Venus siedelnde Rasse hatte sich selbst ausgelöscht, ein Ende, das Dominik recht unverholen auch der Menschheit voraussagt.

Keinesfalls ist der Roman der erste, der einen Weltuntergang thematisiert, jedoch meines Wissens nach der erste, bei dem die Apokalypse allein durch Menschenhand verursacht wird. Die technische Euphorie des begonnenen Industriezeitalters bekommt hier einen gewaltigen Dämpfer. Hans Dominik hat hier einen nicht nur spannenden und lesenswerten, sondern auch tatsächlich bemerkenswerten Science Fiction Roman geschaffen, der zum „Must-have“ eines jeden gehören sollte, der sich ernsthaft mit dieser Literaturgattung auseinandersetzt.



Autor: George Griffith
 Übersetzer: Martin Clauß
 Kindle-Edition, ca. 220 Seiten

Flitterwochen im Weltall

Eine Rezension von Jürgen Eglseer

Mit „Flitterwochen im Weltall“ hat George Griffith einen aus mehreren Gründen bemerkenswerten Roman geschaffen. Ein von sich selbst höchst überzeugter englischer Lord, eine hübsche amerikanische Industriellentochter - schlagfertig und klug - , eine Anstandsdame - ständig am Rande der Ohnmacht - und ein schrulliger, technisch versierter Diener befinden sich auf einer Hochzeitsreise quer durch das Sonnensystem. Lord Lenox verkörpert nicht nur einen extrem gut aussehenden und überaus erfolgreichen Vertreter des englischen Adels, sondern ist auch im Besitz eines technisch weit entwickelten Luftschiffes. Entwickelt vom Vater der oben erwähnten hübschen und jungen Dame, beherrscht die „Astronef“ aufgrund der

Befähigung der Manipulation der Schwerkraft nicht nur die Luftfahrt, sondern auch die schnelle Reise zwischen den Planeten. Nachdem sich Lenox in die junge Zaidie verliebte, wird diese kurzerhand geraubt, weg-geheiratet und auf die Hochzeitsreise verschleppt. Natürlich ist Zaidie nicht ganz unfreiwillig an Bord des Schiffes geblieben, denn die heißblütige, aber natürlich dennoch platonische, Liebe zwischen den beiden Hauptpersonen beruht auf Gegenseitigkeit.

Nach allerlei beeindruckenden Manövern vor diversem Publikum, um die englische Überlegenheit darzustellen, macht sich die Astronef auf in die Weiten des Sonnensystems - quasi eine ganz spezielle Hochzeitsreise. Auf dem Mond entdeckt



(c) Victoria Francés/Represented by NORMA Editorial

die illustre Gesellschaft Hinterlassenschaften einer menschlichen Zivilisation, in den tiefen Senken des Erdtrabanten, in denen sich letzte Reste einer Atmosphäre sammeln konnten, begegnen sie degenerierten Vertretern dieser Rasse.

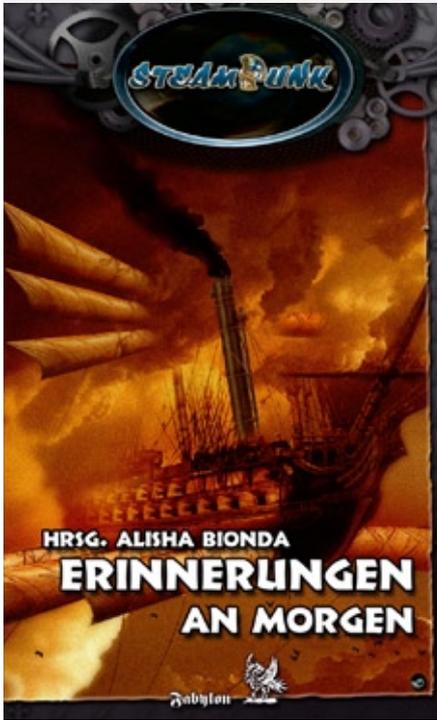
Weiter geht es zur Venus - dort treffen sie auf eine hochentwickelte Menschheit, bar jedlichen Gefühls. Interessanterweise sprechen alle Venusianer Englisch - was Lenox sofort als Beweis der arischen Überlegenheit der englischen Rasse interpretiert. Denn an der Spitze der intellektuellen Entwicklung, der reinsten Übertragung von Gedanken zur Sprache kann ja

nur die englische Sprache stehen...

In diesem Kontext geht es weiter, in einem wilden Mix aus romantischem Roman, frühem Steampunk und überbordendem englischen Nationalstolz schippern die vier durch das Sonnensystem, immer auf der Suche nach den vielen, dort vorhandenen menschlichen Zivilisationen. Dabei ist die Erkenntnis eines jeden Besuches, das das britische Imperium, eingeschlossen die ehemaligen Kolonien (insbesondere Amerika), die Spitze der moralischen und geistig überlegenen Entwicklung darstellen. Für heutige Leser ist das keines-

falls irritierend, wie man sich das angesichts unserer eigenen Geschichte bezüglich Nationalgefühl denken mag, sondern eher tritt eine ständige Belustigung auf. Die technischen Umsetzungen von George Griffith sind im Stil der SF-basierten Abenteuerromane seiner Zeit. Luftschiffe, auch abgekapselte und Weltraum-befähigte, gab es viele vor "Flitterwochen im Weltraum" und auch danach.

Dennoch ist der von Martin Clauß amüsant übersetzte Roman ein leicht zu lesendes und sehr unterhaltsames Beispiel früher Science Fiction. Die frühe Rezeption des Steampunk stellt einen weiteren Reiz des Romanes dar.



Steampunk-Anthologie
 Herausgeber: Alisha Bionda
 Verlag: Fabyon , Juli 2012, 232
 Seiten broschierte Ausgabe mit Illus-
 trationen, 14,90 EUR
 ISBN: 9783927071698

Erinnerungen an Morgen

Eine Rezension von Judith Gor

Erinnerungen an Morgen – tref-
 fender könnte ein Titel für eine
 Steampunk-Anthologie kaum
 sein. Denn Steampunk ist
 immer auch Nostalgie und ein
 Sich-der-Vergangenheit-Zu-
 wenden, vornehmlich dem vik-
 torianischen Zeitalter und dem
 deutschen Kaiserreich. Gleich-
 zeitig erwecken bizarre Erfin-
 dungen einen futuristischen
 Eindruck. Der Einfachheit hal-
 ber wird in dieser Rezension
 nur der Begriff Steampunk
 verwendet, es finden sich in
 dieser Sammlung jedoch auch
 Geschichten, die der Steamfan-
 tasy und dem Teslapunk zuzu-
 ordnen sind. Der Genrekenner
 wird sich zurechtfinden. Na-
 hezu alle Geschichten spielen
 in London, dem Steampunk-
 Setting schlichthin:

Mit „Steam is Beautiful“ hat
 Guido Krain einen seltsamen

Titel für seine Geschichte ge-
 wählt, der jedoch ebenso mit
 einem Augenzwinkern da-
 herkommt wie die Geschichte
 selbst. Dabei handelt es sich
 um einen Prolog zum als Band
 3 der Reihe erscheinenden
 Roman. Der Erfinder Charles
 Eagleton kehrt, bedingt durch
 seine Erbschaft, ins Haus seines
 verstorbenen Onkels zurück.
 Dort sieht er sein dampfbetrie-
 benes Dienstmädchen nahezu
 verwirklicht und macht sich
 an die Vollendung der rei-
 zenden Maschinendame mit
 dem französischen Akzent.
 Währenddessen drängt ihn
 ein Geistlicher zur Reparatur
 eines Atmosphärenersfrischers,
 der sich als großer Schwindel
 entpuppt. Guido Krain erzählt
 die Geschichte aus der Pers-
 pektive eines Freundes von
 Eagleton, der sie unterhalt-

sam und humorvoll vorträgt. Eine Geschichte, die sich selbst nicht ganz ernst nimmt und trotzdem die stimmungsvolle Atmosphäre des Steampunk aufkommen lässt.

Bernd Perplies erzählt in „Der Automat“ die Geschichte eines Auftragskillers, der nur zwei Regeln kennt: keine Frauen, keine Kinder. Als er ein Maschinenkind jagen soll, willigt er jedoch widerwillig ein. Es beginnt eine spannende Verfolgungsjagd durch London, bei der ein großes Geheimnis aufgedeckt wird und die von Bernd Perplies atmosphärisch unheimlich dicht umgesetzt wird. Bereits mit seiner *Magierdämmerung* hat der Autor bewiesen, dass er sich im Steampunk wohlfühlt. „Der Automat“ ist eines der Highlights dieser Anthologie, voller Spannung und einfach auf den Punkt!

„Erinnerungen an Morgen“ von Sören Prescher ist titelgebend und ebenfalls eine Prologstory zu einem Roman, der

in der Reihe als Band 4 erscheinen soll. Die Geschichte beginnt in einer Nervenheilanstalt, in der grausame Methoden zur Anwendung kommen und in der der junge Mediziner Henry sich alternativen Behandlungsmethoden zuwendet. Dabei kommt eine seltsame Maschine zum Einsatz, die vermag, die Patienten in ihrer Erinnerung zurückgehen zu lassen – sogar in ein anderes Leben. Das Gleiche versucht Henry bald auch in die andere Richtung. Zu Beginn lebt „Erinnerungen an Morgen“ von seiner unheimlichen Atmosphäre, weist aber im Mittelteil zu viele Längen für eine Kurzgeschichte auf.

Im „Varieté d’Immortal“ von Tanya Carpenter treten, obwohl man es der Autorin zugetraut hätte, keine echten Untoten auf. Edward Stone sieht zu Beginn der Geschichte das Werk seines jungen Lebens in Flammen aufgehen. Sein Vater zeigt keinerlei Respekt für neue Behandlungsmethoden in der Medizin und tut Edwards Arbeit als Teufelswerk ab. Verzweifelt

irrt Edward durch London und trifft zufällig den Direktor des Varieté d’Immortal, der ihn aufmuntert und seiner liebevollen Frau vorstellt. Eine innige Freundschaft entsteht und Edward beschließt, sein Studium fortzusetzen. Die Geschichte nimmt jedoch eine dramatische Wende, als Edward seinen alten Freund nach zehn Jahren wiedersieht – dessen schöne Frau ist gestorben und von Edward wird verlangt, sie wieder zum Leben zu erwecken. Tanya Carpenter vermittelt die Not des jungen Edward glaubhaft und gibt ihrer Geschichte eine tragische und unheimliche Wendung, die keinen Leser kalt lassen dürfte.

„Bringen Sie uns den Kopf von Abu Al-Yased!“ von K. Peter Walter beginnt in London und lässt den Leser über ein gigantisches, modernes Schiff staunen, welches dazu dienen soll, endlich dem gefürchteten Piraten Abu Al-Yased das Handwerk zu legen. Etwas untypisch für Steampunk spielt die Geschichte auch teilweise

in der Wüste, was sich spannend liest. Allerdings leidet K. Peter Walters Story unter der zunächst unklaren und verwirrenden Erzählperspektive, die für die Kürze der Geschichte nicht geeignet ist. Auch reicht sie atmosphärisch nicht an die anderen Beiträge der Anthologie heran.

„Der Maya-Transmitter“ von Andreas Gruber ist die Bonus-story der Anthologie und spielt hauptsächlich im Dschungel Südamerikas. Durch einen unglückseligen Unfall wird Professor Graham Worthington von seiner Maya-Expedition abgehalten. Seine Freunde reisen allein und verschwinden spurlos. Sieben Jahre später wagt sich Worthington selbst in den Dschungel und findet das Tagebuch eines der verschwundenen Freunde, die offenbar eine bizarre Maschine entdeckt haben ... Andreas Gruber er-

zählt seine Geschichte äußerst stimmungsvoll. Neben „Der Automat“ die beste Geschichte der Anthologie!

Insgesamt bietet „Erinnerungen an Morgen“ vor allem abwechslungsreiche Beiträge, deren Qualität leicht schwankt. Doch wie es bei Anthologien meistens ist, gefallen einige Geschichten besser als andere und der eine Autor holt schlichtweg mehr aus seiner Kurzgeschichte heraus als der andere. Schwierig verhält es sich mit den Prologgeschichten für zukünftig erscheinende Romane, obwohl sie sich durchaus einzeln lesen lassen. Die Neugier wird jedoch geweckt, wenn auch für Guido Krains Roman mehr. Graphisch aufgewertet wird die Anthologie mit Werken von Crossvalley Smith, der bereits diverse Anthologien von Alisha Bionda illustriert hat. Leider auch dieses Mal

nur in Schwarzweiß. Die Bilder passen zur Thematik und sind ein netter Bonus. Im Inhaltsverzeichnis sind den Machern allerdings kleine Fehler unterlaufen: Die Reihenfolge der Geschichten und auch die Seitenzahlen stimmen nicht überall. Alles in allem aber eine gelungene Anthologie, die Lust auf mehr Titel dieser Reihe macht.

Fazit

Erinnerungen an Morgen bietet Steampunkatmosphäre pur und überzeugt mit abwechslungsreichen Beiträgen, die das viktorianische Zeitalter und bizarre Maschinen in den Köpfen der Leser entstehen lassen. Nicht alle Geschichte überzeugen, doch es sind genug Leckerbissen vorhanden, um bedenkenlos zuzugreifen.

4 von 5 Punkten.



Originaltitel: Men Like Gods (1923)
 Autor: H. G. Wells
 Übersetzer: Paul von Sonnenthal und Otto Mandl
 Verlag / Buchdaten: DTV, September 2004, 352 Seiten broschierte Ausgabe, ISBN-13: 978-3423132428

Menschen Göttern gleich

Eine Rezension von Rupert Schwarz

Mr. Barnstaple ist Redakteur einer linksliberalen Zeitung. Er fühlt sich ausgebrannt, weshalb ein Arzt ihm rät, Urlaub zu machen von der Arbeit, seiner Familie – kurzum: von allem. Also macht Barnstaple sich mit seinem Auto auf nach London und hat unerwartet Erfolg in seinem Bestreben, einen ruhigen Ort zur Entspannung zu finden. Er und ein Dutzend weiterer Menschen fahren durch eine Art Dimensionstor und gelangen in eine wunderbare Welt. Dieses Utopia verkörpert alles, was Barnstaple sich je erträumt hat, doch seine Reisegefährten – Repräsentanten unterschiedlichster Bevölkerungsgruppen – finden keinen so großen Gefallen an dieser Welt, denn sie hatten bislang etwas, das Barnstaple nicht besaß: Macht.

Auf Utopia leben die Menschen in Harmonie und größtmöglicher Freiheit. Kaum ist die Gruppe angekommen, beginnen die Probleme: Die einen fahren einen Utopen mit dem Auto tot, der Pastor wettert gegen die viel zu freizügige Kleidung und andere wiederum schmieden Pläne, Utopia zu erobern. Einzig und allein Barnstaple scheint diese friedvolle Welt zu genießen. Doch wie Ruhe finden, wenn die Artgenossen sie einem nicht lassen?

Menschen Göttern gleich ist ein Spätwerk des berühmten Autors H. G. Wells, verfasst in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen. Ähnlich wie in *Die Zeitmaschine* dient Wells dieser Roman als Plattform, um Kritik an unserer Gesellschaft zu üben – und das erledigt der Autor gründlich. Er

hält dem Menschen so massiv den Spiegel vor, dass man auch heute noch, mehr als 80 Jahre nach Erscheinen dieses Buches, die Wahrheit nicht verleugnen kann. Heute wie damals, so drängt sich einem die Erkenntnis auf, sind wir von Utopia noch sehr, sehr weit entfernt, und *das Zeitalter der Verwirrtheit*, wie Wells seine und wohl auch unsere Zeit bezeichnet, hat gerade erst begonnen. Es ist erstaunlich, dass die Worte des Altmeisters der SF heute immer noch zutreffend sind – ja, teilweise treffen sie den Nagel auf den Kopf. Er reißt dem Pastor ebenso die Maske vom Gesicht wie dem Politiker oder dem Millionär. Mit diesem Buch dürfte H. G. Wells sich viele Feinde gemacht haben.

Im Verlauf des Romans konkretisiert H. G. Wells sein Utopia, der Roman dreht in eine mehr und mehr philosophische Richtung. Man merkt, dass es ein Anliegen des Autors war, aus dieser unserer Welt einen besseren Ort zu ma-

chen (er spricht mehrfach von einer Hungerkatastrophe in Russland – heute sind wir kein bisschen weiter) und die Leute anzuregen, sich dafür einzusetzen. Und dennoch zeigt er auf, dass sein Utopia nicht perfekt ist, dass es dem Menschen nie vergönnt sein wird, seine schlechten Seiten für immer abzulegen. Auch in Utopia muss man gegen seine Schwächen kämpfen und den Preis bezahlen, wenn man diesen Kampf verliert.

Es ist erstaunlich, dass der Roman nur ganz selten veraltet wirkt. Es wäre sogar vorstellbar, dass ein heutiger Autor diesen Roman ebenfalls in dieser Zeit beginnen lässt und die Menschen mit einer perfekten Welt konfrontiert, mit der sie nicht umgehen können. In diesem Zusammenhang ist faszinierend, dass Wells schon vor dem Siegeszug des Sozialismus dessen Scheitern vorhergesagt hatte, wenngleich er die Idee für zukunftssträchtig hielt. Außerdem ließ er nie einen Zwei-

fel daran, dass die Menschheit noch einen weiten Weg aus dem Elend vor sich hat. Auch das hat sich leider bewahrheitet. H. G. Wells hat in der Tat einen großen Weitblick an den Tag gelegt. In einem Bereich hat er allerdings vollkommen danebengelegen: Wells beschrieb ein Utopia, das die Umwelt vollkommen unterworfen hat. Von einem Leben der Menschen im Einklang mit der Natur war keine Spur. Im Gegenteil: Die Utopen haben sich aller lästigen Lebensformen auf der Erde entledigt. Dies spiegelt eindeutig den Fortschrittsglauben der damaligen Zeit wieder. Andererseits: Diesen Glauben haben wir erst vor zwei Jahrzehnten abgelegt, und noch vor dreißig Jahren wären Wells' Aussagen auch in dieser Hinsicht zeitgemäß gewesen. Fazit: ein Buch, das getrost als Klassiker der phantastischen Literatur bezeichnet werden kann und auch nach bald neunzig Jahren nichts von seiner Aktualität verloren hat.



Alarm im Weltall

Eine kurze Betrachtung von Jürgen Eglseer

jedoch wird das ignoriert. Die C57D landet auf Altair.

Widerstrebend lädt Morbius Adams und einige seiner Besatzungsmitglieder nach einem recht ruppigen Kennenlernen in sein Zuhause ein, dort lernt Adams die Tochter des Wissenschaftlers, Altaira, kennen. Sie und ihr Vater sind die einzigen Menschen auf diesem Planeten, nur unterstützt von einem von Morbius selbst gebauten Roboter namens „Robby“.

Die C57D wird in der Abwesenheit seines Captains nach kurzer Zeit von einem grässlichen, nicht fassbaren Monster angegriffen, einige Mitglieder der Besatzung sterben. Moebius erklärt Adams, das auch die überlebenden Kolonisten dieser Kraft zum Opfer fielen, ebenso wie Altairas Mutter. Sie

Über zwanzig Jahre nach dem Absturz eines Raumpfeilers auf dem Planeten Altair nähert sich Captain Adams zusammen mit seiner Besatzung mit dem Kreuzer C57D, um nach Überlebende der Katastrophe zu suchen.

Der Wissenschaftler Morbius, Besatzungsmitglied des gesuchten und verschollenen Raumpfeilers, warnt Adams über Funk vor der Landung,

Originaltitel: Forbidden Planet
 Regie: Fred McLeod Wilcox
 Darsteller: Walter Pidgeon, Anne Francis, Leslie Nielsen, Warren Stevens, Richard Anderson u. a.
 Laufzeit: 98 Minuten
 USA, 1956

beide jedoch blieben bislang verschont.

Der Doktor weist Adams auf die unterirdischen Bauwerke der ehemaligen, mittlerweile ausgestorbenen, Bewohner des Planeten, den Krell, hin. Nach und nach stellt sich heraus, dass diese riesigen Kraftwerke dazu dienen, Geist in Materie umzuwandeln - und Morbius einen unbändigen Hass gegen jeden entwickelt, der seiner Tochter zu Nahe kommt. Da Adams ein Auge auf Altaira geworfen hat, ist gerade er und seine Besatzung nun im Ziel der manifestierten Ungeheuer von Moebius Geiste. Als diesem jedoch bewusst wird, was hinter den gräßlichen und tödlichen Angriffen steckt, stirbt er.

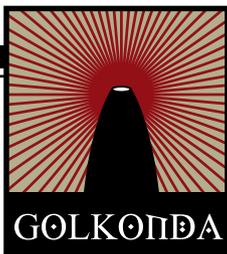
Forbidden Planet zeigt, dass man es auch in den 50er Jahren anders kann. Neben beeindruckenden Bauten und fantasievollen Geschöpfen wie dem

berühmten Roboter „Robbie“, der, soweit mir bekannt ist, im Garten von Forrest Ackermann herumsteht, konnte der Film mit einer klugen und gelungenen Story aufwarten. Zwar spart man mit teuren Special Effects, aber gerade die nie richtig sichtbare Form des Monsters erzeugt einen Grusel, der diesen Film über andere heraushebt (zuletzt wurde der Film für Disney doch noch wesentlich teurer als man den Produzenten angesichts „fehlender“ Monster versprochen hatte). Die gleiche Konzeption eines immer nur teilweise fassbaren Monsters hatte ich ja auch in *Alien* durchaus bewährt. Grundsätzlich ist beeindruckend, was das Filmteam angesichts geringer Mittel im Bereich der Effekte schuf.

Das die Liebe eines Mannes zu seiner Tochter zu seinem Verhängnis wird, ist ein recht

irdischer Plot, jedoch in Verbindung mit der Geistes-Maschine der Krell, dem energetischen Monster und dem Beschützer der Tochter, *Robbie*, entsteht ein spannender und gelungener Science Fiction Film, den man zu Recht „Klassiker“ nennen kann.

Was noch nebenher erwähnt werden sollte, ist die Tatsache, dass die Szene, in der Morbius dem Captain Adams die Kraftwerke der Krell zeigt, fast identisch ist, mit einer Schlüsselszene in der epischen Science Fiction Serie *Babylon 5*. Auf dem Planeten *Epsilon 3*, sieht der Hauptprotagonist Captain John Sinclair zum ersten Mal die Kraftwerke der *Grossen Maschine*, welche sich bislang verborgen gehalten hatte und in den künftigen Folgen der Serie noch sehr relevant wurde. Hier hat Joseph Michael Straczynski gut zitiert..



Preisgekrönte SF-Storys von internationalen Stars

Science Fiction

Ted Chiang

Die Hölle ist die Abwesenheit Gottes

Deutsch von molosovsky
Klappenbroschur
224 S. | 14,90 €

Paolo Bacigalupi

Der Spieler

Deutsch von Birgit Herden,
Dorothea Kallfass &
Hannes Riffel
Klappenbroschur
216 Seiten | 14,90 €

David Marusek

Wir waren außer uns vor Glück

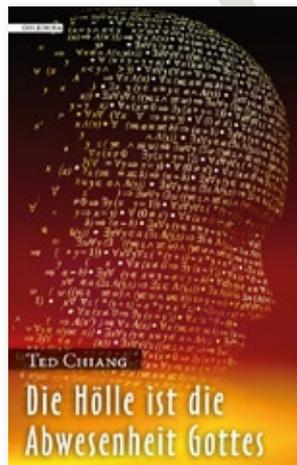
Deutsch von Jasper Nicolaisen &
Jakob Schmidt
Klappenbroschur
224 Seiten | 14,90 €

Außerdem:

Samuel R. Delany &
die Brüder Strugatzki,
Captain Future & Hellboy,
Robert Bloch & Tobias O. Meißner,
Frank Böhmert & K. J. Parker ...

Bitte richten Sie Ihre Bestellung an:

Golkonda Verlag GmbH
Charlottenstraße 36
12683 Berlin-Biesdorf
phone 030-50 36 12 79
e-mail golkonda@gmx.de



Ein religiöser Führer existiert nur noch als digitale Kopie, ein Flüchtling kämpft ums Überleben, und ein Journalist wird mit einem völlig neuen Paradigma der Berichterstattung konfrontiert ...

In einer global vernetzten Welt sind die Folgen politischer Entscheidungen, ob sie nun in New York oder Bangkok gefällt werden, in allen Gesellschaftsschichten spürbar. Überkommene Traditionen werden infrage gestellt, Lebens- und Arbeitsverhältnisse neu definiert. Auch wenn wir uns darüber nicht immer im Klaren sind – die Zukunft hat uns längst eingeholt. Und Paolo Bacigalupi erzählt aus dieser Welt von Morgen.



Geschichten, die ein ganzes Universum enthalten: Die Wahrheit über den Turmbau zu Babel; der folgenreiche Erstkontakt mit einer außerirdischen Spezies; die Verzweigung angesichts des Verlusts eines unersetzlichen Menschen; ein Zeitreiseabenteuer der anderen Art; und ein bestürzender Ausflug an die Grenzen des wissenschaftlich Machbaren ...

Kein anderer Science-Fiction-Autor hat in den letzten zwanzig Jahren auch nur ansatzweise so viel Begeisterung ausgelöst wie Ted Chiang. Kein anderer Science-Fiction-Autor wurde für ein so schmales Werk mit mehr Preisen ausgezeichnet. Nun liegt endlich auch auf Deutsch ein Auswahlband mit seinen Erzählungen vor.



Eine Zukunft, in der ein Teil der Menschheit länger lebt, als wir uns das überhaupt vorstellen können; eine Zukunft, in der Kinder zu Objekten der Begierde einer ganzen Nation geworden sind; eine Zukunft, in der Nanotechnologie das Leben maßlos bequem, aber auch maßlos gefährlich gemacht hat ...

Im Golkonda Verlag erschien nun ein Sammelband mit fünf Erzählungen und Novellen, die alle vor dem Hintergrund desselben Zukunftsentwurfs spielen wie Maruseks Romane. Darin enthalten sind unter anderem seine beiden Meisternovellen »We Were Out Of Our Minds With Joy« und »The Wedding Album«, die im englischsprachigen Raum zu den am häufigsten nachgedruckten SF-Texten überhaupt zählen.

Michael Coneys Pallahaxi-Romane

Ein Kritikergespräch von Dennis Kock und Rainer Skupsch

Rainer: Ich bin Michael Coneys Werk zuerst vor etwa dreißig Jahren begegnet, als ich die SF-Regale unserer örtlichen Stadtbücherei nach Lesefutter durchstöberte. (Auf dem Titelbild der damaligen Ausgabe fand sich ein altertümliches Schiff, das – wie ich später feststellte – rein gar nichts mit dem Roman zu tun hatte. Irgendwie hübsch anzuschauen fand ich es trotzdem.) Etwa zu dieser Zeit wurden, vor allem im Heyne Verlag, mehrere von Coneys Werken veröffentlicht, (Danke, Herr Jeschke!), eigentlich fast alles bis einschließlich *Die galaktische Dampflokomotive* (*The Celestial Steam Locomotive*, 1983). Danach war Schluss, leider, zumal die *Dampflokomotive* den Auftakt zu einer fünf-bändigen Reihe bildete, die im

selben Universum angesiedelt war wie die zwei Pallahaxi-Romane, über die wir hier reden wollen.

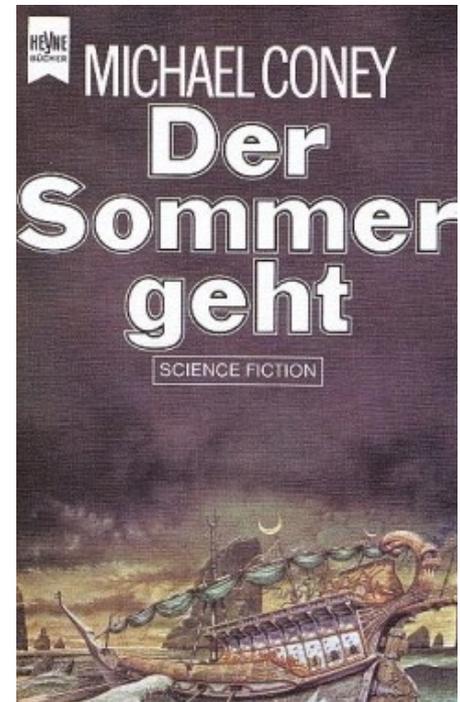
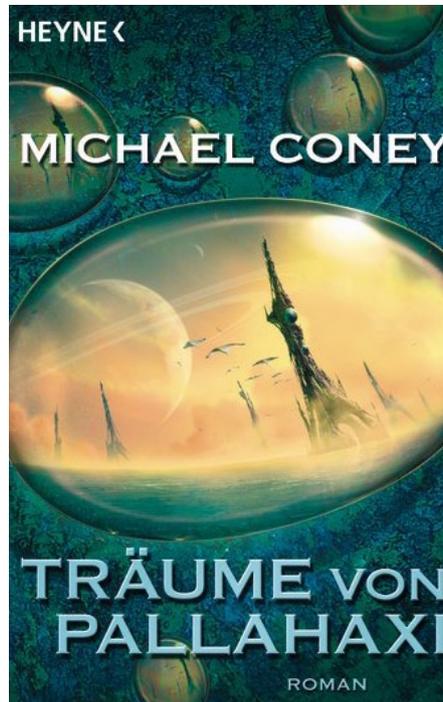
Verwundern kann Heynes Rückzieher nicht. Coney war zeit seines Lebens kein Bestsellerautor. (Er starb 2005 an durch Asbest verursachtem Lungenkrebs.) 1932 wurde er in England geboren, arbeite als Gastwirt und – auf Antigua – als Hotelier, bevor er 1972 mit seiner Frau Daphne nach Kanada auswanderte. Erst dort begann er, neben seiner Arbeit für das Forstwirtschaftsministerium, SF-Romane zu verfassen. Seinen Lebensabend verbrachte er schließlich auf Vancouver Island und hatte dabei, wie so oft in seinem Leben, das geliebte Meer direkt vor der Haustür. Vielleicht hört

man meinen Sätzen schon an, dass mir Michael Coneys Bücher einiges bedeuten. Mehrere seiner Werke hole ich in regelmäßigen Abständen aus dem Regal. Ich vermute, *Träume von Pallahaxi* war Deine erste Begegnung mit diesem Autor?

Dennis: Das stimmt – denn 2009 hat Heyne sich offenbar doch dazu entschlossen dem Werk noch eine Chance zu geben. Diesmal allerdings in Form eines Doppelbandes: Inzwischen war das Sequel *I Remember Pallahaxi* erschienen (oder vielmehr vom Autor frei zum Download angeboten worden), das zusammen mit dem von dir vor dreißig Jahren gelesenen *Hello Summer, Goodbye* zu dem Titel *Träume von Pallahaxi* zusammengefasst wurde. Üb-

rigens in einer sehr gelungenen Ausgabe, sodass auch ich hauptsächlich über das Cover nach Pallahaxi gekommen bin. Ein Cover, das sogar einigermaßen zu der Geschichte passt und meiner Meinung nach gut auf die traumhafte Welt einstimmt, die im Inneren auf den Leser wartet. Aber erst einmal zurück zur Ausgabe, denn erwähnenswert ist außerdem, dass diesmal sogar Kartenmaterial dabei ist: Neben einer zweiseitigen Karte der Welt wird auf einer weiteren Seite auf die astronomischen Konstellationen eingegangen, die Pallahaxi so außergewöhnlich machen. Auch wenn diese Zeichnung auf den ersten Blick nicht ganz so einfach zu verstehen ist, unterstützt sie doch die Erklärungen in der Geschichte ganz gut.

Man sieht: Besonders eindrücklich erinnere ich mich – noch vor den ebenfalls sehr gelungenen Charakteren – an die wunderbar exotische, pittoreske und ein wenig skurrile Welt von *Pallahaxi*: Jahrzehntelange Winter, Meere, die – an-



Michael Coney - Träume von Pallahaxi

1. Roman:

Der Sommer geht (Hello Summer, Goodbye *aka* Rax *aka* Pallahaxi Tide) (1975)

2. Roman:

Erinnerungen an Pallahaxi (I Remember Pallahaxi)

Übersetzer: Bernhard Kempen

Verlag: Heyne (2009), 607 Seiten, 9,95 € ISBN 978-3-453-52543-6

stelle von Ebbe und Flut – ihre Viskosität ändern, sodass im Extremfall die Fische auf einer zähflüssigen Schicht zappelnd stranden; das ist etwas, wovon man nicht alle Tage liest. Nun ist man ja heutzutage in der Science-Fiction doch einiges gewöhnt; bedenkt man aber das Alter der Geschichte, so kann ich mir vorstellen, dass *Pallahaxi* damals recht außergewöhnlich war. Oder wie hast du es damals empfunden, als du die Geschichte einige Jahre nach ihrem Erscheinen im Jahre 1975 gelesen hast?

Rainer: Stimmt, die Karten fand ich auch sehr hilfreich.

Die Welt des Romans wirkte auf mich gar nicht so fremdartig, was wahrscheinlich an dem „Motorwagen“ liegt, der gleich im ersten Kapitel auftaucht. Oder, anders gesagt: Die Geschichte verband eine Gesellschaft, wie sie ähnlich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts hätte existieren können, mit einigen schönen exotischen Ausschmückungen. Das Ganze fand auch ich malerisch, genau

die richtige Mischung von Bekanntem und Unbekanntem – wenn man als Leser ein Buch sucht, mit dem man sich einerseits aus der Gegenwart hinaussträumen kann, andererseits aber doch Figuren erwartet, die psychologisch nachvollziehbar agieren. Alfred Hitchcock hat zu diesem Thema mal gesagt:

„Ein Stück Leben‘ filmen, das mache ich nie, das haben die Leute bei sich zuhause ... Aber auch den reinen Phantasieprodukten gehe ich aus dem Weg. Es ist wichtig, dass der Zuschauer sich in den Personen selbst wiedererkennt. Filme zu drehen, das bedeutet für mich ..., eine Geschichte zu erzählen. Diese Geschichte darf unwahrscheinlich, aber sie darf nie banal sein. Sie sollte dramatisch und menschlich sein.

[François Truffaut, *Mr. Hitchcock, wie haben Sie das gemacht?* (München: Heyne, 1989), S. 91]

Hm, mir fällt ein: Wahrscheinlich reden wir gerade ein Stück ins Blaue hinein. Hast Du vielleicht Lust, kurz auf den ei-

gentlichen Inhalt einzugehen, bevor wir uns noch mehr mit den Figuren befassen?

Dennis: In Ordnung, vielleicht gebe ich erst einmal einen Abriss zum ersten Teil – *Hello Summer, Goodbye* – und wir liefern dann *I Remember Pallahaxi* nach: Denn diese Geschichte hat komplett andere Charaktere. Schon gleich zu Beginn der Geschichte begegnen wir dem Protagonisten – Druv –, der sich mit seinen Eltern darauf vorbereitet, die Sommermonate in der Hafenstadt Pallahaxi zu verbringen. Druv und seine Eltern gehören zur elitären Kaste der „Parls“, sodass sie hierfür über einen „Motorwagen“ verfügen können. In Pallahaxi begegnet Druv jenem Mädchen wieder, an das er seit seinem letzten dortigen Aufenthalt denken muss. Da dieses aber nicht zu den „Parls“ gehört, distanziert sich Druv immer weiter von seinen Eltern, um eine Beziehung mit ihr aufbauen zu können. Gleichzeitig ist noch ein wenig Hintergrundwissen über die schon angesprochene astronomische Besonderheit

des Planeten wichtig: So kann unter gewissen Umständen ein Riesenplanet, der dieselbe Sonne umkreist, den Heimatplaneten von Druv „einfangen“ und mit auf seine – viel größere – Umlaufbahn um die Sonne nehmen. Das Resultat ist natürlich ein jahrzehntelanger Winter, wenn die beiden Planeten sich auf der Bahn des Riesenplaneten immer weiter von der Sonne entfernen – eine Tatsache, die übrigens eine tief gehende Furcht vor Kälte in der Bevölkerung des Planeten geschaffen hat. Nun denkt sich ein Autor eine solch spannende Konstellation ja nicht nur aus, um damit zu drohen – kurzum: Einer jener langen Winter steht bevor. Und die Parls sorgen für sich vor – natürlich unbemerkt vom gemeinen Volk. Eine Situation, die Druv, sein Verhältnis zu jenem Mädchen und auch zu seinen Eltern grundlegend ändern kann ...

So, ich hoffe, ich habe alles Wichtige gesagt, ohne zu viel zu verraten, was meinst du?

Rainer: Vielleicht könnte man zum Inhalt noch anfügen, dass

die Geschichte oberflächliche Ähnlichkeiten zu klassischen Kinder- und Jugendbüchern aufweist. Ein Junge fährt an die See, lernt andere Jugendliche und Kinder kennen und erlebt mit ihnen einige Abenteuer. Bis dahin könnte es sich bei *Der Sommer geht* auch (wie ein Kommentator mal zurecht auf sf-netzwerk.de meinte) um ein Buch von Enid Blyton handeln. Nur macht Michael Coney etwas ganz anderes aus seiner Ausgangslage. Seine Hauptfigur Druv etwa hat gerade die Pubertät erwischt: Er rebelliert vehement gegen seine Eltern, und sein Hormonhaushalt gerät beim Anblick junger Mädchen mächtig in Wallung. Außerdem – du hast es schon erwähnt – geht es in diesem Buch um große Politik und Krieg. Da bleiben Tod und Elend nicht aus.

Ich bin mir unsicher, ob man *Der Sommer geht* primär als Jugendbuch lesen muss. Meines Wissens sind die Leser von Kinder-/Jugendbüchern in der Regel zwei Jahre jünger als die Hauptfiguren. Wenn ich mir da

als Leser 11- bis 12-jährige Kinder vorstelle, ist der Inhalt des Buches doch starker Tobak. Im Grunde unterscheidet sich *Der Sommer geht* thematisch kaum von anderen Werken Coneys. Es geht – scheint mir – um die menschliche Dummheit, den ‚dünnen Lack der Zivilisation‘ und die Liebe. In allen mir bekannten Coney-Büchern kommen einige Typen vor, die vom Autor mit breitem Strich gezeichnet werden. Will sagen: Sie bleiben reine Karikaturen. Druvs Mutter Fayet ist sicher so ein Fall (oder im zweiten Pallahaxi-Roman – *Erinnerungen an Pallahaxi* – der Dorfhauptmann Borst, aber dazu kommen wir später ja noch). Michael Coney hat in einem Interview kurz vor seinem Tode einmal erzählt, er habe immer in seinen Büchern Fluchtmöglichkeiten aus dem Alltag gesehen, Träume, in denen Menschen wie er selbst Abenteuer bestehen, ohne dabei gleich zum Superman zu werden. Diese Menschen leben meist in einer schönen Umgebung (Das Meer, das Meer!), liebäugeln mit verlockenden

Blondinen und entscheiden sich letztlich für warmherzige Brünette. Coneys Helden sind dabei eigentlich immer Erwachsene – Druv ist hier die große Ausnahme.

Na, vielleicht noch eines: Coney behauptet, *Der Sommer geht* innerhalb von drei Wochen geschrieben zu haben (das ist fix, meinte er womöglich die erste Fassung?). Sicher ist das ein Grund dafür, dass seine Figuren selten über ein gewisses Komplexitätsniveau hinauskommen?

Dennis: Da magst du recht haben – besonders die Nebencharaktere werden darunter gelitten haben; sie gehen den Weg vieler Nebencharaktere, bei denen es nur für eine Schablone gereicht hat – immerhin ein weit verbreitetes Phänomen. Diese Schablone tut aber dennoch, was sie soll: Besonders am Beispiel von Druvs Mutter wird das deutlich. So musste ich doch das eine oder andere mal schmunzeln, als Druv (dessen pubertär-rebellische, fast hochmütige Art Coney meiner Meinung nach wiederum sehr

gekonnt einfängt – auch wenn diese Art Charakter natürlich nicht sehr komplex ist, so hat ‚Druv in seiner Gesamtheit‘ mich doch überzeugt) und seine Mutter aneinander geraten, so wie das sicherlich millionenfach überall auf der Welt passiert.

Die Frage, ob man *Der Sommer geht* als Jugendbuch lesen muss, finde ich sehr interessant, aber auch schwierig. Denn: Was macht ein Jugendbuch eigentlich – abgesehen von jugendlichen Charakteren (in den allermeisten Fällen) – aus? Abgesehen von diesem Kriterium finde ich es sehr schwierig, hier zwischen guten (!) Jugendbüchern und sogenannten ‚Erwachsenenbüchern‘ zu unterscheiden.

Aber nehmen wir doch ruhig mal das Kriterium der jugendlichen Charaktere und fragen uns: Würde *Der Sommer geht* auch mit erwachsenen Protagonisten funktionieren? Ich meine nein, was bedeuten würde, dass es sich hierbei um ein Erwachsenenbuch mit jugendlichen Protagonisten handelt – das

wäre dann das einzige, das ich kenne – oder aber um ein sehr ‚krasses‘ Jugendbuch. Irgendwie habe ich das Gefühl, mich in eine Sackgasse zu manövrieren, womöglich muss man die Frage doch anders angehen?

Rainer: Wahrscheinlich hast Du einfach Recht und die Frage *Jugendbuch oder nicht?* führt nur so und so weit. *Der Sommer geht* ist inhaltlich sicher eine typische Geschichte über das Erwachsenwerden, wie man sie oft in der Jugendliteratur findet. Andererseits erleben wir die Geschichte aus der Sicht eines Ich-Erzählers Druv, der wohl nicht mehr 13 oder 14 ist, sondern wesentlich älter. Beim Lesen kam mir oft der Gedanke: Für wen schreibt Druv hier eigentlich? Diese Frage wird nie – auch im zweiten Roman nicht – aufgelöst. Obwohl Michael Coney ansonsten ja seine Plots vom Ende her aufzäumt und genau durchplant. Was ich sehr an seinen Büchern mag. Am Anfang steht oft eine einzelne Idee. Im Fall von *Der Sommer geht* sah er irgendwann

im Traum ein Meer, in dem das Wasser abwechselnd flüchtig und dann wieder fast fest war. (Entsprechend bei *Erinnerungen an Pallahaxi*: Was wäre, wenn wir uns an die Erlebnisse all unserer Vorfahren erinnern könnten?) Als der Autor dann sein Buch schrieb, stand der Ausgang schon fest. Wenn man wie ich *Der Sommer geht* wiederliest, fallen einem die Hinweise des Autors auf: Alles im Buch erfüllt eine Funktion, es gibt wenig Leerlauf, und schon nach 250 Seiten ist das Ende erreicht. Solch seltene Kürze weiß man als Leser zu schätzen, wenn die Haare grau werden und die Kürze des Lebens immer häufiger den Gedanken auslöst: Soll ich diesen Wälzer wirklich zu Ende lesen? :-)

Dennis: Die Frage hat, glaube ich, nichts mit dem Alter zu tun, sondern stellt sich grundsätzlich, wenn man einen etwas zäheren Wälzer vor sich hat. Was bei *Der Sommer geht* mit seinen 250 Seiten ja nicht der Fall ist. Ich glaube fast, Coney hätte durchaus noch mehr schreiben

können, wenn er *gewollt* hätte, aber – wie du richtig sagst – wäre das wahrscheinlich dann Füllmaterial geworden.

Man muss dazu bedenken, dass das Buch aus einer Zeit stammt, in der so dicke Bücher, wie es sie teilweise heute gibt, schlichtweg nicht üblich waren. Heinleins Klassiker *Stranger in a Strange Land* musste beispielsweise um beinahe 30% gekürzt werden, weil es seine Lektoren so wollten. Das war zwar 1961 – und damit 14 Jahre vor *Hello Summer, Goodbye* –, aber dennoch glaube ich, dass Coneys Entscheidung der Buchlänge zumindest teilweise damit zu tun hatte, wie damals einfach das Verständnis von der ‚richtigen‘ (in sehr vorsichtigen Anführungszeichen) Buchlänge war.

Was mir jetzt erst auffällt, ist der interessante Kontrast zwischen der streng durchgeplanten Art der Handlungsgestaltung einerseits und der Grundlage des Buches – einem Traum des Autors – andererseits. Wobei ich die Geschichte gar nicht

mal so ‚gerafft‘ wahrgenommen habe, wie du es schilderst. Kurz – ja, aber trotzdem nicht so geradlinig, wie sie hätte sein können. Das mag aber vielleicht auch daran liegen, dass man als Leser recht schnell dahinter kommt, worauf Coney mit der Geschichte hinaus will, sodass jeder Zwischenschritt einem umso länger vorkommt.

Rainer: Da ich den zweiten Roman des Bandes, also *Erinnerungen an Pallahaxi*, schon zweimal en passant erwähnt habe, lasse ich hier mal eine Beschreibung von dessen Inhalt einfließen. Die Geschichte weist einige Parallelen zu *Der Sommer geht* auf: Im Grunde spielt sie einfach ein Zeitalter später. Wieder steht der drohende lange Winter vor der Tür. Wieder stellt sich für die Figuren des Romans die Frage, wie sie sich darauf einstellen sollen. Und auch hier kommt es zum immer wieder gern gelesenen *boy meets girl*. So weit die Ähnlichkeiten. Im Einzelnen gibt es dann natürlich Unterschiede. Der Junge Hardy und das Mädchen Talis

sind älter als ihre Vorgänger – etwa 18. Und die Gesellschaft, in der sie leben, bewegt sich im Wesentlichen auf vorindustriellem Niveau. Eigentlich existieren nicht einmal Verfahren zur Metallgewinnung. Gäbe es nicht die alten Motorwagen (Überbleibsel aus Druvs Tagen, die von wenigen Fachkundigen in Schuss gehalten werden), könnte man fast von einer steinzeitlichen Kultur sprechen.

Ging es in *Der Sommer geht* oft um das Leben im Krieg, schien mir *Erinnerungen an Pallahaxi* u. a. vom Thema Kolonialismus inspiriert. Wir erfahren in diesem Buch nämlich, dass die Bewohner der namenlosen Welt gar keine Menschen sind, sondern so genannte „Stilk“ – Humanoide, die wahrscheinlich genetisch mit uns verwandt sind. Aber auch ‚echte‘ Menschen treten auf. Die Erde entdeckte vor Generationen den Planeten und errichtete ein Bergwerk. Im Alltag halten sich die Menschen von den Geschäften der Stilk fern – im Star-Trek-Universum würde man

sagen, sie beachten die Erste Direktive –, aber wenn wichtige Dinge für sie auf dem Spiel stehen (genau: Geld), gehen sie notfalls über Leichen.

Ein zweites Thema ist die Religion, für die Coney – wie immer – hauptsächlich Geringerschätzung übrig hat. Angesichts der wachsenden Not suchen viele Stilk Zuflucht bei Irrationalität und Aberglauben, womit sie das Überleben aller gefährden. Und es geht *last but definitely not least* um die Auflösung der Frage „Was geschah eigentlich am Ende von *Der Sommer geht*? Wie überlebten die Leute von Pallahaxi den Winter?“ Diese Fragen werden schließlich beantwortet dank Michael Coneys Idee, den Stilk des neuen Zeitalters die Fähigkeit zu schenken, ihre Erinnerungen an ihre Nachkommen zu vererben. So erinnert sich Hardy aus dem Bauerndorf Yam an die meisten Erlebnisse seiner männlichen Vorfahren und Talis aus dem Fischerdorf Noss an die ihrer weiblichen Vorfahren. Solches Wissen hat im Übrigen interessante Aus-

wirkungen auf die Sitten und Gebräuche einer Gesellschaft, wie sich in *Erinnerungen an Pallahaxi* zeigt.

Insgesamt könnte man an diesem zweiten Roman kritisieren, dass die Rätselauflösung etwas zu sehr im Vordergrund steht, aber das hat mich bei der Lektüre kaum gestört. Ganz im Gegenteil dachte ich mehrmals, dass ich 100 % zur Zielgruppe dieses Buches gehöre. Mehr noch als in *Der Sommer geht* erschafft Michael Coney die Art Arkadien, in die ich mich gern mal in meinen Tagträumen flüchte. Glücklicherweise vermeidet er als Autor den unentschuldbaren Fehler, die Zustände dort als paradiesisch darzustellen. So entsteht wiederum ein leicht zu lesendes Werk mit Figuren, die menschlich genug agieren, dass man mit ihnen mitfiebern möchte. Ganz gewiss keine große Literatur, aber ... schön.

Dennis: Alles in allem kann ich zustimmen – *Erinnerungen an Pallahaxi* ist eine schöne Ergänzung zu *Der Sommer geht*, eine

notwendige, die aber auch ihre Schwächen hat. Du hast die Parallelen ja bereits angesprochen – mir sind diese ganz besonders stark in Erinnerung geblieben, was wohl daran liegt, dass ich die beiden Geschichten (zusammengefasst im Doppelband *Träume von Pallahaxi*) direkt hintereinander gelesen habe, sodass mir persönlich die Ähnlichkeit zu stark ausgeprägt war. Zumal die Protagonisten dieses zweiten Teils für meinen Geschmack nach einem zu ähnlichen Muster wie in Band 1 gestrickt sind – hier hätte ich es zum Beispiel interessanter gefunden, den kompletten Gegenentwurf zu Druv und dessen Freundin zu lesen.

Auf der anderen Seite finde ich, dass Coney besonders in *Erinnerungen an Pallahaxi* sehr elegant schöne Science-Fiction-Elemente einbaut, die dieser

Geschichte einen besonderen Reiz geben. Und auch die Sache mit der „Rätselauflösung“ hat mich nicht gestört – immerhin hat man dafür ja angefangen, den zweiten Band zu lesen.

An dieser Stelle erlaube ich mir, mich selber zu zitieren: *Dafür ist diesmal das Grundkonzept ein anderes, sodass beide Geschichten letzten Endes, wenn sie gelungen zusammengeführt werden, eine harmonische Einheit bilden und einmal mehr davon zeugen, wie gut durchdacht sie sind.* Das bringt meine Meinung zu Band zwei eigentlich auf den Punkt.

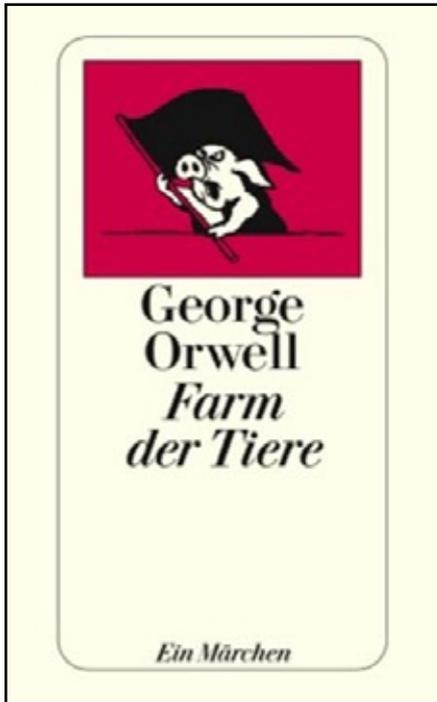
Rainer: Vielleicht noch von meiner Seite eine Ergänzung zum Schluss: Offenbar hat Michael Coney den zweiten Roman deutlich später als den ersten verfasst. Ich glaube, in einem (unbedingt lesenswer-

ten) Interview auf *StrangeHorizons.com* sprach er davon, seine eigentliche Schriftstellerkarriere sei zu diesem Zeitpunkt bereits beendet gewesen. In demselben Interview betonte Coney ja auch, er habe stets die Art von Weltfluchtliteratur geschrieben, die ihm selbst gefalle. Dazu gehörte für ihn meiner Leseerfahrung nach fast immer eine romantische Liebesgeschichte (häufiger steht dabei ein Mann zwischen zwei Frauen). Das klingt jetzt sehr nach *Schema F* (wohl zurecht), wird aber geschmackvoll zubereitet und war für mich oft sehr köstlich.

Allen, die nach der Lektüre von *Erinnerungen an Pallahaxi* ebenfalls Appetit bekommen, möchte ich als weiteres Lesefutter die Romane *Flut* sowie *Charisma* ans Herz legen.



(c) Victoria Francés/Represented by NORMA Editorial



Farm der Tiere

Eine Rezension von Rupert Schwarz

Bauer Jones herrscht über seine schlecht geführte Farm wie ein Despot: Die Tiere werden bis an ihre Leistungsgrenze geschunden. So ist es kein Wunder, dass es gärt und immer mehr Tiere ihrem Unmut Luft machen. Es kommt zu einer geheimen Versammlung und schließlich zu einer eher ungeplanten Revolution, die damit endet, dass Bauer Jones und seine Tagelöhner vom Hof fliehen müssen. Doch was stellen die Tiere mit ihrer neu gewonnenen Freiheit an? Sie stellen Grundsätze der Gleichheit auf. Keiner soll sich über den anderen erheben und jeder Teil eines Ganzen sein – der pure Kommunismus also. Doch kaum ist die erste Euphorie vorbei, zeigt sich, dass eben nicht alle gleich sind und die intelligenten Schweine sich über ihre Genossen stellen.

Als George Orwell seine berühmte Fabel kurz vor Ende des 2. Weltkriegs den Verlagen anbot, erntete er trotz einer bitteren Bücherknappheit Absagen. Der Stoff war einfach zu unbequem, die Intellektuellen lehnten das Buch kategorisch ab. Die Politik gar sah in dem Werk eine böse Spitze gegen Stalins Russland und all die anderen kommunistischen Staaten, doch keiner konnte ahnen, wie sehr George Orwell den Kern der Wahrheit traf. Im Nachwort der Diogenes-Ausgabe zitiert der Autor einen Verleger:

„Ich erwähnte die Reaktion eines einflussreichen Beamten im Informationsministerium hinsichtlich der FARM DER TIERE. Ich muss gestehen, dass mir diese Meinungsäußerung zu denken

Originaltitel: Animal Farm (1945)
 Autor: George Orwell
 Übersetzung: N. O. Scarpi –
 Überarbeitung durch Michael Walter
 Titelbild & Illustrationen: F. K.
 Wächter
 Verlag: Diogenes, 132 Seiten
 Hardcover, ISBN-13: 978-3257201185

gegeben hat. Ich sehe jetzt ein, dass eine Veröffentlichung des Buches zum gegenwärtigen Zeitpunkt als etwas höchst Unbesonnenes betrachtet werden könnte. Wäre die Fabel an die Adresse von Diktatoren und Diktaturen ganz allgemein gerichtet, dann ginge die Veröffentlichung in Ordnung, doch wie ich jetzt sehe, hält sich die Fabel so vollständig an die Entwicklung der Sowjetunion und ihrer beiden Diktatoren, dass mit ihr nur Russland gemeint sein kann. Und noch etwas: es wäre weniger anstößig, wenn die herr-

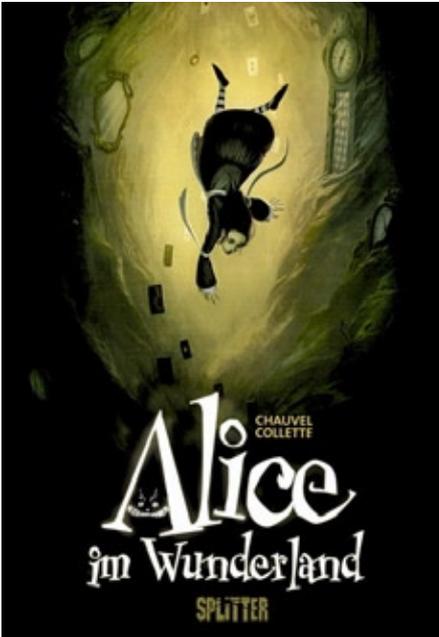
schende Kaste in der Fabel nicht Schweine wären.“

Aus Sicht unserer heutigen, aufgeklärten Zeit wirkt die Fabel bei weitem nicht so provokativ, wenngleich der islamische Fundamentalismus zeigt, dass Worte durchaus noch Kraft haben und gefürchtet sind. Eigentlich war es ein Wunder, dass sich jemand bereiterklärte, dieses unbequeme Buch zu verlegen, und noch mehr überraschte es, dass es zu einem Erfolg wurde. Na-

türlich sagt man jetzt: „War ja klar, dass so ein Buch ein Erfolg werden musste“, aber damals war die Lage eben anders. Tatsächlich ist das Buch ein Klassiker und seine Aussagen, fast schelmisch als Fabel verpackt, stellen eine Parabel der Macht dar. Alles, was man über menschliches Machtstreben wissen möchte, über Intrigen und Verrat, all das steht in diesem kleinen Büchlein auf überschaubar wenig Seiten. Dies ist definitiv eines der Bücher, die man gelesen haben sollte.



(c) Victoria Francés/Represented by NORMA Editorial



Autoren: David Chauvel und Xavier Collette

Übersetzer: Tanja Krämling

Verlag: Splitter, März 2010, 80 Seiten
 Hardcover, 15,80 EUR, ISBN: 978-3-940864-11-6

Alice im Wunderland

Eine Rezension von Judith Gor

Bereits in früheren PHANTAST-Ausgaben haben wir euch verschiedenartige Umsetzungen von Lewis Carolls Klassiker *Alice im Wunderland* vorgestellt. Sei es als Horrorversion für Spielkonsolen oder verrückte Manga-Umsetzungen. Dieses Mal wollen wir eine klassisch anmutende Comicumsetzung vorstellen. Alice' Geschichte dürfte nahezu jedem bekannt sein, sei es in Form der Originallektüre und Literaturzitate oder auch als cineastisches Erlebnis des Disney-Klassikers und Tim Burtons 3D-Spektakel. Allerdings wird die Geschichte immer wieder neu interpretiert und ihre Elemente variiert, teilweise werden auch *Alice im Wunderland* und *Alice hinter den Spiegeln* vermischt. David Chauvels und Xavier

Collettes Umsetzung hält sich dabei fast schon streng an den Literaturklassiker von Lewis Carroll: Alice hat keine Lust aufs Lernen und möchte lieber phantasievolle Bücher mit vielen Bildern lesen. Als sie ein seltsames weißes Kaninchen entdeckt, folgt sie diesem und stürzt durch den Kaninchenbau ins Wunderland, wo sie durch Tränke und Gebäck wachsen und schrumpfen kann. Auf ihrer Reise begegnet sie einer riesigen Raupe, die nur in Rätseln spricht, lässt sich von der mysteriösen Grinsekatze verwirren, platzt in die Teeparty des verrückten Hutmachers und landet schließlich bei der Herzkönigin, die Flamingos als Crocketschläger benutzt und jeden köpfen lässt, der ihr nicht gefällt.

Die Comicadaption von *Alice im Wunderland* fängt die surreale Poesie des Meisterwerks gekonnt ein und setzt den Klassiker in einer grandiosen Optik um, die Tim Burtons Film verblassen lässt. Von der ersten bis zur letzten Seite überzeugt *Alice im Wunderland* mit einer gleichermaßen leuchtenden wie düsteren Farbkomposition, die jede Seite wie einen entrückten Traum erscheinen lässt. Insbesondere der Hutmacher und die Grinsekatze sehen schlichtweg genial aus und jedes Panel bereitet einfach nur Freude – wäre da nicht der weiße Seitenhintergrund.

Dabei schreien diese herrlichen Zeichnungen geradezu nach einem schwarzen Hintergrund. Auch hätte man sich für *Alice im Wunderland* mehr ganz- oder gar doppelseitige Illustrationen gewünscht und einen etwas chaotischeren Aufbau, der die verrückte Geschichte spiegelt.

Vor allem kann man der Comic-Umsetzung einen Mangel

an Eigenständigkeit vorwerfen. Zwar ist Alice immerhin kein blondes Mädchen, sondern hat dunkle und kürzere Haare, doch im groben Ablauf ist die Geschichte sehr nah am Original und bietet nichts „Neues“. Ein bisschen sieht der Comic wie die düstere Version des Disney-Klassikers aus und bei manchen Panels ist die Ähnlichkeit viel zu groß. Bedeutende Szenen wie der Nicht-Geburtstag beim Hutmacher kommen etwas zu kurz – der Herzkönigin wird dagegen sehr viel Platz eingeräumt. Insgesamt hätte man, schon allein wegen der grandiosen Optik, den Comic einige Seiten länger machen können und dafür den Schlüsselszenen mit dem Hutmacher, der ersten Begegnung mit der Grinsekatze oder auch der Raupe ein paar großflächige Illustrationen spendieren können. Der Zeichenstil fängt die eigenartige Stimmung von *Alice im Wunderland* perfekt ein, sodass man einerseits schwer begeistert ist, jedoch andererseits auf nahezu jeder Seite das

Gefühl hat, es wäre mehr möglich gewesen. Doch für alle, die eine klassische Umsetzung nah am Original suchen, ist David Chauvels und Xavier Collettes Werk der Comic der Wahl.

Die textliche Umsetzung ist stellenweise sehr gut gelungen, stellenweise aber auch eher misslungen. Das Spiel mit der Logik beherrscht dieser Comic ebenso wie Lewis Carroll und bei manchen Dialogen schwirrt auch dem Leser der Kopf. Auch zahlreiche satirische Anspielungen kommen wunderbar zur Geltung. Sprechblasen mit dem schlichten Inhalt „Buu-huuuu“, wenn Alice weint, hätte man sich dagegen schenken können. Ein Bild der Tränen reicht völlig aus und jeder lautmalerische Kommentar stört die Poesie, die dem Werk innewohnt. Insgesamt hätte man an diversen Stellen die Bilder für sich allein sprechen lassen sollen. Auch wirkt Alice manchmal sehr beleidigt und trotzig, was sie irgendwie unsympathisch macht. Letztlich

ist hier jede Kritik Meckern auf hohem Niveau, doch *Alice im Wunderland* wurde bereits so oft neu interpretiert, dass man sich an jeder unstimmgigen Kleinigkeit stört. Die Thematik ist einfach so alt und groß, dass eine grandiose Optik allein nicht ausreicht. Die Videospieladaptionen *American McGees Alice* und *Alice: Madness Returns* trauen sich viel mehr und erschaffen eine alptraumhafte Version des Wunderlands, die

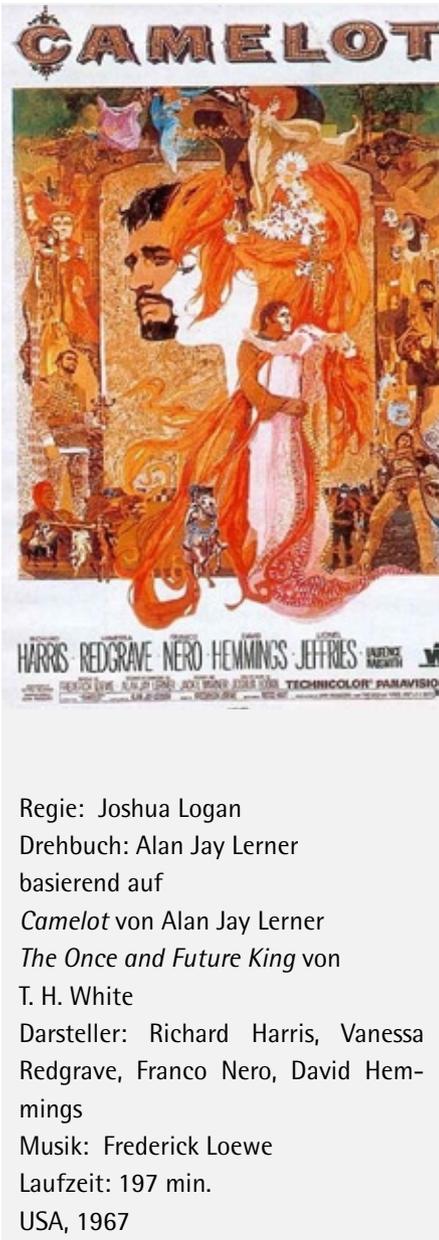
mit einer grausamen Schönheit und originellen Ideen überzeugt. So weit wie diese Spiele muss ein Comic natürlich nicht gehen, aber etwas mehr Mut zu eigenen Ideen hätte sein dürfen. Alles in allem ist dieser Comic jedoch sehr gelungen und wer über kleine Macken hinwegsehen kann, bekommt einen optischen Leckerbissen serviert, der weitgehend die surreale Atmosphäre des Originals spiegelt.

Fazit

David Chauvels und Xavier Collettes *Alice im Wunderland* besticht mit einer traumhaften Optik, die die surreale Poesie des Meisterwerks gekonnt einfängt. Ein herrlich atmosphärischer Comic, dem es jedoch an inhaltlichen Eigenheiten mangelt und der sein Potential nicht ausschöpft. Für Alice-Fans dennoch ein Muss!



(c) Victoria Francés/Represented by NORMA Editorial



Regie: Joshua Logan

Drehbuch: Alan Jay Lerner
basierend auf

Camelot von Alan Jay Lerner
The Once and Future King von
T. H. White

Darsteller: Richard Harris, Vanessa
Redgrave, Franco Nero, David Hem-
mings

Musik: Frederick Loewe

Laufzeit: 197 min.

USA, 1967

Camelot

Ein Beitrag von Kai Bosse

Es war einmal eine Sammlung von Erzählungen und Anekdoten der Artus-Geschichte namens *Morte Darthur*, erstellt von einem gewissen Sir Thomas Malory, die erzählten von einem britischen König, der zum ersten Mal die Länder dort einigte, und ein guter Großkönig war, mit dem besten Ritter Sir Lancelot an seiner Seite, und dem magischen Schwert Excalibur in der Hand - und von seinem Untergang, weil seine Königin ihn mit just diesem Lancelot betrog, und dies damals, wie viele Jahrhunderte danach in England, als Landesverrat galt, und mit dem Tode gesühnt werden musste. In den Dreißigern schuf dann ein modernerer Brite, Terence Hanbury White, einen fünfteiligen Romanzyklus, dessen erster Band, *The Sword In The Stone*

(„Das Schwert im Stein“) insbesondere bei Kindern so beliebt war, dass er in englischen Schulen als Lesebuch vorgelesen wurde, und 25 Jahre nach der Erstveröffentlichung in einen erfolgreichen Disney-Zeichentrickfilm mit gleichem Namen umgesetzt wurde.

Aber hier soll es um das dritte Buch im Zyklus, *The Ill-made Knight* („Der schlecht-gebaute Ritter“), und seine Umsetzung gehen: Der Filmumsetzung des erfolgreichen Bühnen-Musicals *Camelot*, das drei Jahre vor dem Disneyfilm auf dem Broadway erschien, diesmal an Erwachsene gerichtet, und die tragische Dreiecks-Romanze in wunderbare Lieder von Lerner (Texte) und Loewe (Musik) fasste. Wobei der Titel schon andeutet: Es geht um mehr - um die

fabelhafte Burg des Königs, für das neue nationale friedsame Dasein, und das Rechtssystem, das sie den Engländern angeblich brachte.

Der Film beginnt mit einer langen Szene, in der Artus - gespielt von Richard Harris, der erstaunlicherweise singen (und lachen!) kann - mit banger Gespanntheit die Ankunft Ginevras - die großartige Vanessa Redgrave - erwartet, die er noch nie gesehen hat, um sie dann zufällig im wilden Wald vor den Burgmauern anzutreffen, eine ebenfalls wilde & löwenmähnige Schönheit, die viel lieber mit einem vermeintlichen Räuber weglaufen würde, als einen Unbekannten zu heiraten. Bis Artus, der natürlich weiß wer sie ist, und sich deshalb als „Warze“, seinen Kindernamen aus *Sword*, ausgibt, ihr von Camelot vorschwärmt, wo sogar das Wetter den Befehlen des Königs folgt. Dies ist das erste der zwei bekanntesten Lieder aus dem Musical, eine schwärmerische Hymne auf den magischen Sitz des Königs.

Der lange Film führt dann auch noch diverse Andere ein, u.a. natürlich Lancelot - gespielt vom italienischen Western-Star Franco Nero, der erstaunlich gut singen kann, und im Original seinen italienischen Akzent als einen französischen ausgibt. Zuerst mag Ginevra den so „reinen“ & frommen Super-Ritter gar nicht, aber als er einen Turniergegner tödlich trifft, und dann am Boden zerstört erfolgreich um dessen Leben betet, funkt es bei ihr. Danach können sie kaum voneinander lassen, obwohl beide wissen, was das Artus kosten würde, wenn es heraus kommt. Dabei merkt Artus von Anfang an, was da läuft. Im letzten Drittel gibt es ein wunderschönes Liebeslied, das „Lance“ seiner „Jenny“ vorsingt, „If ever I would leave you“ („Wenn jemals ich wollt' scheiden“), [<http://www.youtube.com/watch?v=3JYAXyDfFI>] das bekannteste Lied des ganzen Musicals, in dem der Zwist zwischen seiner Pflicht Artus gegenüber und seiner großen Liebe sich rührend offenbart.

Nun, in der Annahme, dass ein Musical zur Artussage den dies Lesenden gefallen könnte, was ist das Besondere am Film? Zum einen kann ein Film natürlich die Agierenden befreien, weil sie im Set oder in der Natur viel mehr umher laufen können als auf einer Bühne. So ist der Film - für 60er Verhältnisse - visuell eine Wucht, gleichzeitig einfach gehalten, mit vielen ländlichen Visten - Artus entwirft die Idee der Tafelrunde zusammen mit Ginevra, die derweil eine Kuh melkt - aber auch mit einigen sehr belebten Szenen, z.B. in einer riesigen Festhalle bei Lancelots Ritterschlag. Als Lancelot sein trauriges Liebeslied singt, gibt es eine Reihe detaillierter Szenen, an die sich beide zurückerrinnern, die aber im Film zum ersten Mal erscheinen, und damit ihr jahrelanges Stelldichein, und das dazugehörige Glück, beschreiben.

Weil Redgrave zu der Zeit eine Ikone für junge Menschen war, und es sich um die Zeit der Wiederentdeckung universa-

ler Liebe in den späten 60ern handelt, zentralisiert der Film außerdem dieses Thema sehr stark - Ginevra ist die Göttin der freien, lässigen Lebensart, die alles höfische Getue verschmäht, bis sie aber von den reaktionären Gesetzen eingefangen wird, und fast am Scheiterhaufen endet. Am Ende ist sie gebrochen, und in der Hand der beiden Männer, die sich gegen Filmende darauf vorbereiten sich bis zum Tode zu bekämpfen. Redgrave trägt also schauspielerisch den Film, und schafft es mit einfachen Gesten und ihrem bubenhaften aber schönen Gesicht reichlich den Stoff auszus schmücken, den ein Kinofilm niemals komplett abdecken kann. (Der Film dauert drei Stunden.)

Schon wegen ihrem Strahlen, und dem ein oder anderen aufkommenden Gedanken, wie sie damals auf die junge westliche Welt wirkte, ist der Film sehenswert. Und singen kann sie auch!

Aber was hat das alles mit Phantastik zu tun? Nun, im Film kommt Magie (also der

Zauberer Merlin) eher kaum vor, und wird sogar an einer Stelle von Artus ausdrücklich verneint - da es viele Referenzen zu Artus' Lernjahren aus *Sword* gibt, meint Artus zu Ginevra, Merlin hätte ihn lediglich dazu überredet, sich vorzustellen, ein Fisch oder ein Habicht zu sein. Aber das längere Musical kommt eindeutig aus Whites Romanreihe, und diese ist gespickt mit magischen Geschehnissen, und erstaunlich modernen Erklärungen - z.B. die, dass Merlin deshalb die Zukunft vorhersehen kann, weil er rückwärts durch die Zeit lebt. Dies und z.B. die familiären Namen, mit denen Artus Ginevra („Jenny“) und Lancelot („Lance“) anspricht, sind Whites Erfindungen. Seine Reihe ist wichtig für die spätere Entwicklung der Fantasy, denn sie zeigte, dass man phantastische Stoffe für Kinder, aber auch für Jugendliche und Erwachsene, lustvoll „zusammenbauen“ konnte, in populärer Romanform.

Natürlich haben die Amerikaner am Broadway und

in Hollywood vieles versüßt und umgeformt. Schon Whites Titel *Ill-made Knight* deutet ja z.B. an, dass die ursprüngliche Lancelot-Figur nicht nur eine tragische, sondern auch eine häßliche, war, mit einem grobschlachtigen Gesicht und abstehenden Ohren. Bei Malory und White verliebt sich Ginevra in ihn trotz seines Aussehens, wegen seines kämpferischen Könnens und vor allem wegen seinem absoluten Festhalten an den Regeln der Ritterlichkeit.

Aber der Film und Whites erstes Buch prägten fortan die Sicht auf die Artussage, in den vielen weiteren Verfilmungen, Kinderbüchern, Fantasy-Umsetzungen des Stoffs (wie „Die Nebel von Avalon“) und diversen neueren TV-Serien. „Schlecht gebaut“ war Lancelot nie wieder.

Insofern plädiert diese Besprechung für eine dreistufige Einarbeitung in den wahren Stoff der Artussage: Man nehme sich nach Genuss des Films die ersten vier Romane von Whi-

tes Reihe *The Once And Future King* („Der König auf Camelot“) vor, und gönne sich damit ein Schlüsselwerk der modernen Fantasy, etwas mehr als sieben Jahrzehnte alt, aber noch immer gut lesbar. Möchte man dann noch die eigentliche Quelle studieren, kann ja dann immer noch Malorys MORTE folgen. Auf Malory bezieht sich übrigens eine der letzten Szenen im Film. Es ist nämlich nicht ganz klar, wer Malory war, und es gibt zwei Kandidaten in der britischen Geschichte: Einer ist ein Adliger aus Warwickshire. Als Artus also den Jungen am Ende fragt, wie er hieße, sagt dieser „Tom“, und identifiziert sich damit sinnbildlich als Thomas Malory; als dann noch die Frage nach seiner Herkunft folgt,

antwortet der Junge „Warwick“. Damit tendierte also Lerner in die adelige Richtung, und lässt Artus beruhigt in den Kampf steigen, weil jemand wie Thomas Malory einst seine Geschichte, und worum es ihm wirklich ging („might for right“), weiter erzählen wird.

P.S.: Die deutsche DVD-Fassung ist ein eigenes kleines Erlebnis. Offensichtlich wurde die deutsch-synchronisierte Kinoversion stark gekürzt, daher schaltet die DVD oft nahtlos ins Englische mit Untertiteln. Was aber nicht schlecht ist, da man dann die großartigen Originalstimmen mitbekommt. Dieser Rezensent pflegt die Theorie, dass Macher englisch-sprachiger Filme und Serien auf die Stimme einer Person für eine

gegebene Rolle viel mehr achten als in Deutschland, und die Stimmentalente von insbesondere Redgrave und Harris werden daher auch hier nicht verpasst. Allerdings entschieden sich die lokalen Übersetzer für die etwas lachhafte Aussprache „Tschennivier“ bei Ginevras englischen Namen Guinevere, wohl damit das besser zu „Jenny“ passe.

(Finale romantische Notiz: Redgrave und Nero wurden zur Zeit der Verfilmung ein Paar, sie bekam ein Kind von ihm, aber sie heirateten nicht. Einige Zeit danach trennten sie sich, gaben sich aber vor 6 Jahren, in 2006, endlich das Jawort. Und machten vor einem Jahr erneut einen kleinen gemeinsamen Film.)

Der Cthulhu-Mythos

Ein Artikel von Judith Gor



Eingefleischte Lovecraft-Fans dürften all seine Geschichten in- uns auswendig kennen und sie vermutlich mindestens ein Mal im Original gelesen haben.

Diesen Kennern wird ein weiterer Artikel zum Cthulhu-Mythos vermutlich wenig Neues bieten (abgesehen vielleicht von *The Strange Sound of Cthulhu*) – das soll er auch gar nicht. Vielmehr ist dieser Beitrag an all jene gerichtet, für die H. P. Lovecraft nur ein mysteriöser, dunkler Name ist oder die ihn vielleicht sogar nicht einmal kennen.

Ich bin relativ lange davon ausgegangen, dass zumindest der Name H. P. Lovecraft den meisten einigermaßen Literaturinteressierten ein Begriff ist – dass man unweigerlich Begriffe wie „Horror“ und „Phantastik“ mit ihm assoziiert. Aber weit gefehlt. Tatsächlich habe ich schon unerwartet oft gehört: „Lovecraft? Sagt mir nichts.“

Howard Phillip Lovecraft wurde 1890 in Providence, Rhode Island geboren und war ein großer Bewunderer Edgar Allan Poes. Seinerzeit veröffentlichte Lovecraft in phantastischen Magazinen, während sich heutzutage weltweit Sammelausgaben seiner Werke in verschiedensten Ausstattungen anhäufen. Stephen King geht so weit, Lovecraft als den größten Horrornautor des 20. Jahrhunderts zu bezeichnen. Dennoch scheint sein Werk, das viele Schriftsteller und Musiker inspiriert hat, insbesondere unter jungen Leuten in Vergessenheit zu geraten.

Ein gänzlich eigenes Universum im Lovecraft-Kosmos bildet der Cthulhu-Mythos, benannt nach einem außerirdischen Wesen unvorstellba-

rer Macht, das am Grund des Pazifischen Ozeans in einem todesähnlichen Schlaf liegt. Cthulhu ist nur eine jener uralten Wesenheiten mit schier unaussprechlichen Namen, die durch ihre bloße Existenz die Weltordnung auf den Kopf stellen. Finstere und irrsinnige Gottheiten bevölkern den von Lovecraft erschaffenen Mythos, in dem verbotene (und erfundene) Bücher wie das Necronomicon das Wissen über die sogenannten Großen Alten weitergeben. Für sie sind die Menschen bestenfalls ein unbeachtetes Nebenprodukt ihrer schöpferischen Kraft, in der große Intelligenz aber auch Böses liegt. Modern ausgedrückt handelt es sich bei den finsternen Göttern und Großen Alten um „Aliens“, doch im Gegensatz zu modernen Alienschockern zeichnen sich Lovecrafts Wesenheiten durch ihre überragende und spürbare Intelligenz, ihre reichhaltige, bizarre Kultur und eine umfassende Geschichte voller Kriege und seltsamer Schöpfungen

aus. Das Wissen um ihre bloße Existenz treibt die bedauernswerten Protagonisten in Lovecrafts Geschichten gnadenlos in den Wahnsinn.

Insbesondere für jene, denen Lovecraft bisher kaum ein Begriff war, ist beim Festa-Verlag eine Sammelausgabe zum Cthulhu-Mythos im Taschenbuchformat erschienen. Gespickt mit Kommentaren von Marco Frenschkowski, Professor für Neutestamentliche Wissenschaft und Lovecraft-Experte, bietet diese günstige Ausgabe einen perfekten Einstieg in den bizarren Kosmos der Großen Alten (denn Lovecrafts Geschichten sind nicht die einzigen). Frenschkowskis Anmerkungen sind richtig portioniert und vermitteln ein facettenreiches Bild von Lovecraft und seinen Werken, das weder zu hoch noch zu niedrig gehalten wird. Man hat durchweg das Gefühl, dem Menschen Lovecraft näher zu kommen, und die Kommentare zu Beginn der Geschichten geben

Hilfestellung beim Verständnis der manchmal doch recht seltsamen Einfälle Lovecrafts. Denn nach wie vor sind seine Geschichten keine leichte Kost und entfalten ihr Horrorpotential erst dann gänzlich, wenn man sie in den Kontext der damaligen Zeit setzt. Im Folgenden sollen zwei Geschichten aus dem Cthulhu-Mythos vorgestellt werden, die für neue Lovecraftleser quasi Pflichtlektüre sind.

Der Ruf des Cthulhu / The Call of Cthulhu

Wer sich grundsätzlich für den Cthulhu-Mythos interessiert, muss natürlich die namengebende schreckliche Kreatur, die träumend in der legendären Stadt R'lyeh ruht, kennenlernen. „Der Ruf des Cthulhu“ beginnt mit einem mysteriösen Todesfall, der den Neffen des Verstorbenen auf die Spur des blutigen Cthulhu-Kultes führt. Zunächst hält sich der Ich-Erzähler daran fest, sein Onkel sei einem widerlichen Schwin-

del aufgefressen – schließlich hat sich der alte Mann von den Träumen eines wahnsinnigen Bildhauers mitreißen lassen. Was sollte ein Alptraum schon mit der Wirklichkeit gemein haben? Doch dem Protagonisten liegen Aufzeichnungen vor, die behaupten, dass viele empfindliche Seelen zu einer bestimmten Zeit unter grausigen Träumen litten. Seine Nachforschungen führen ihn



auf die Spur des verbotenen Necronomicons und eines uralten Kultes, der den von den Sternen herabgestiegenen Cthulhu verehrt. Menschenopfer sind nur ein grausiger Teil des Kultes, der sich die Wiederauferstehung Cthulhus herbeisehnt, auf dass die Erde von moralischen Bedenken befreit werde und sich in Mord und Lust ergehe. Wie in vielen anderen Geschichten deutet Lovecraft vieles nur an, was die Phantasie des Lesers grausige Blüten treiben lässt. Aus heutiger Sicht liest sich „Der Ruf des Cthulhu“ auf jeden Fall phantastisch, für zartbesaitete Gemüter sicherlich auch unheimlich. Doch der eigentliche Horror entfaltet sich erst im Kontext der Geschichte. Zu Lovecrafts Zeiten war die Menschheit tief beeindruckt von den Möglichkeiten der Wissenschaft, die alles erklären konnte. Ebenso war damals das Bewusstsein, die Krone der Schöpfung zu sein, noch stärker ausgeprägt als heute. Lovecraft erschüttert mit „Der Ruf des Cthulhu“ und

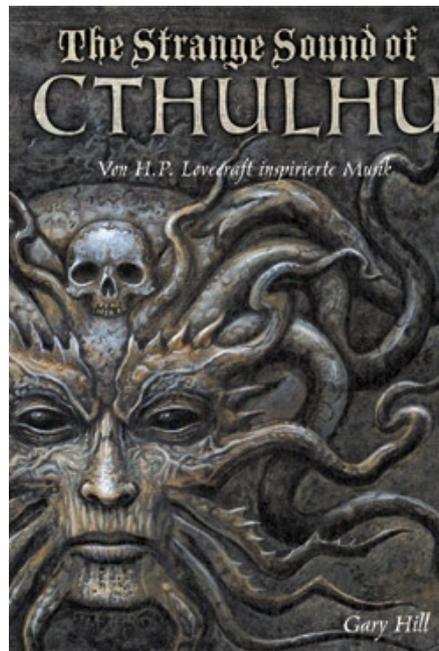
anderen Geschichten dieses Selbstbewusstsein zutiefst und lässt den Menschen im Kosmos klein und unbedeutend werden – böartigen Kräften ausgeliefert und zum Wahnsinn verdammt, sollte ein Mensch jemals hinter die Kulissen seiner Wirklichkeit blicken.

Die Berge des Wahnsinns / At the Mountains of Madness

Eine der epischsten Erzählungen aus dem Cthulhu-Mythos ist sicherlich „Die Berge des Wahnsinns“, eine Novelle, in der sich die düstere Faszination von Lovecrafts Erzählstil voll entfalten kann. Insbesondere wenn man im Hinterkopf behält, wann diese Erzählung geschrieben wurde. „Die Berge des Wahnsinns“ ist aus der Perspektive eines Forschers verfasst, der mit einem bestens ausgerüsteten Team in der Antarktis Bohrungen durchführt. Immer wieder erwähnt er, welches Grauen ihn in der weißen Eiswüste erfasst hat, doch zunächst lebt die Geschichte von

detaillierten und wohlbemerkt hervorragend recherchierten wissenschaftlichen Beschreibungen, für die der Leser erst einmal Geduld aufbringen muss. Dennoch gelingt es Lovecraft bereits auf den ersten Seiten, ein subtiles Gefühl der Bedrohung zu erzeugen. Die verstörende Schönheit der Antarktis und viele gelungene Metaphern unterstreichen diesen Eindruck. Als endlich die phantastischen Elemente in „Die Berge des Wahnsinns“ einbrechen, verliert man sich als Leser in der faszinierenden Entdeckungsreise, die von grausamen Ereignissen überschattet wird. Lovecrafts Horror liegt nicht in sinnlosen Gemetzeln. Trotz blutiger Szenen entfaltet sich das Grauen durch bizarre, traumhafte Eindrücke der Antarktis und die Berge des Wahnsinns, die gar nicht existieren dürften. Die Novelle spielt zudem zu einer Zeit, in der sich der aufgeklärte Mensch als Herr der Welt gefühlt hat – im festen Glauben, für alles eine Erklärung

finden zu können und die Krone der Evolution zu sein. Lovecraft erschüttert diesen Glauben, wie auch in „Der Ruf des Cthulhu“, zutiefst, was für die Charaktere in „Die Berge des Wahnsinns“ teilweise zum psychischen Zusammenbruch führt. Wer diesen Horror aus historischer Sicht nicht nachvollziehen kann, findet sein Schaudern immer noch in den eingestreuten Bemerkungen zu seltsamen Begebenheiten.



Eine nicht gänzlich greifbare Gefahr schwebt stetig über den Geschehnissen, insbesondere sobald der Leser mehr über die Großen Alten erfährt. „Die Berge des Wahnsinns“ ist keine einfache Novelle, die für den Durchschnittsleser sicherlich an vielen Stellen zu detailverliebt und adjektivbeladen ist, aber Lovecrafts schriftstellerisches Können perfekt wieder spiegelt.

The Strange Sound of Cthulhu - Von H. P. Lovecraft inspirierte Musik

Dass Lovecrafts düstere und traumhafte Geschichten zahlreiche Musiker inspiriert haben, dürfte kaum verwunderlich sein. In welchem Maße, wird jedoch erst bei der Lektüre von *The Strange Sound of Cthulhu* klar, in dem Gary Hill auf verschiedene Musikstile und einzelne Bands eingeht. Das Sachbuch entpuppt sich relativ schnell als echter Pageturner, da die Begeisterung des Autors nach wenigen Seiten auf den

Leser überschwappt. Es folgt eine Reise durch verschiedene Musikgenres, garniert mit unglaublich vielen Informationen und untermalt von Zitaten der Musiker zu Lovecrafts Werk.

Unter dem Titel „Böse Blumenkinder“ beginnt Gary Hill mit Vertretern des Psychedelic Rock, eines Genres, das man wohl unweigerlich als erstes in Zusammenhang mit Lovecraft nennen würde. Es gab sogar eine Band, die sich H. P. Lovecraft nannte. Ihr Song „At the Mountains of Madness“ spiegelt zwar nicht die Handlung der gleichnamigen Novelle, versucht allerdings die groteske Stimmung einzufangen. Die erste Hälfte des Buches widmet sich verschiedenen Genres, die, kaum verwunderlich, allesamt als recht düster gelten. Von Psychedelic und Progressive Rock über verschiedenste Metalspielarten bis hin zu Punk und Gothic ist alles vertreten.

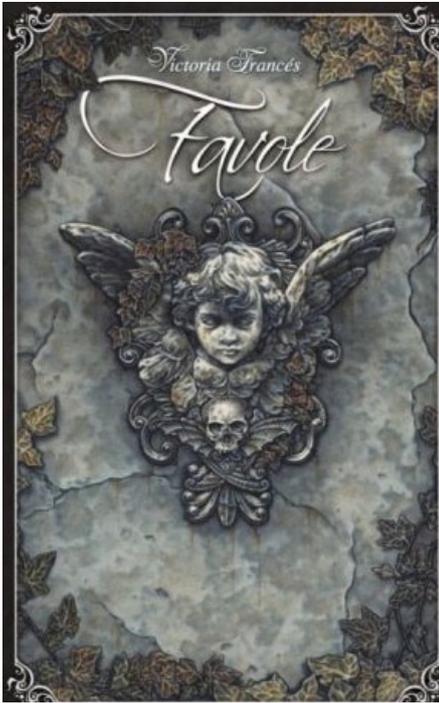
Besonders interessant ist die Band Payne's Gray aus

Deutschland, die in ihrer kurzen Existenz Lovecrafts Werk mit *Kadath Decoded* ein ganzes Konzeptalbum gewidmet hat (nach „Die Traumsuche nach dem unbekanntem Kadath“). Progressiver Metal, der durchaus die bizarre Atmosphäre von Lovecrafts Geschichten einzufangen weiß. Gary Hill geht auf die Songs des Albums jeweils einzeln ein, wobei auch hier vor allem die Zitate der Musiker hervorstechen. Der Sound eignet sich für Musikinteressierte aller Art, auch solche, die mit Metal und insbesondere Prog noch keinen Kontakt hatten. Es sei allerdings gesagt, dass man durchaus heraushört, dass es sich 1. um ein Debütalbum und 2. um eine Eigenproduktion handelt. Nichtsdestotrotz ist *Kadath Decoded* facettenreich und vielschichtig und ein richtiger Lovecraft-Soundtrack.

Die andere Hälfte von *The Strange Sound of Cthulhu* widmet sich einzelnen Bands, wobei der Autor nochmals seine hervorragende Recherchearbeit zeigt.

Dass Lovecraft viele Menschen und Musiker inspiriert hat, ist kaum verwunderlich, doch das Ausmaß ist beeindruckend, wenn nicht gar erschreckend. *The Strange Sound of Cthulhu* enthält viele wertvolle Musiktipps und verrät niemals zu viel, so dass neuen Lovecraftlesern und all jenen, die es werden wollen, der Spaß an seinen Geschichten nicht verdorben wird. Gleichzeitig geht Gary Hill ausreichend auf den Cthulhu-Mythos ein, sodass auch Lovecraftliebhaber sich angesprochen fühlen und voll auf ihre Kosten kommen.

Die deutsche Ausgabe ist übrigens in der Edition Roter Drache erschienen.



Originaltitel: Favole
 Autorin/Zeichnungen: Victoria Francés
 Übersetzer: Sybille Schellheimer
 Verlag: Corss Cult, September 2012,
 246 Seiten vierfarbig, Hardcover im
 Schmuckschuber,
 ISBN-13: 978-3864250606

Victoria Francés und ihr moderner Klassiker *Favole*

Einleitende Worte von Judith Gor

Unsere siebte PHANTAST-Ausgabe wird von den atemberaubenden Werken der spanischen Künstlerin Victoria Francés geschmückt, deren Name mit ihrem Referenzwerk *Favole* meist in einem Atemzug genannt wird. Es dürfte kaum verwundern, dass die 1982 geborene Katalanin ein Studium der Schönen Künste absolvierte. In Deutschland wurde sie vor allem durch ihre Coverillustrationen für das „Schattenreich – Pulp Magazine“ bekannt und *Favole* gilt bereits als schwarzromantischer Klassiker und verzückt viele Bewunderer mit seiner düsteren und magischen Atmosphäre. Oftmals drängt sich aufgrund der erotisch angehauchten Darstellung der

vornehmlich tragischen Frauengestalten ein Vergleich mit Luis Royo auf, wobei Victoria Francés Werke verspielter und mystischer sind. Ihre düsteren Damen (und Herren) tragen aufwändige und mittelalterlich angehauchte Kleidung und durchstreifen verzauberte Wälder und Burgen. Okkulte Symbole zieren die ausdrucksstarken Bilder, deren Figuren den Betrachter herausfordernd, genüsslich und zuweilen auch verzweifelt anblicken. Andere tragen ihren Blick abgewandt und wirken in ihrer Haltung verschlossen. Die Inspiration zu ihren mysteriösen Landschaften fand Victoria Francés vornehmlich in Galicien und Norditalien.

Neuere Werke von Victoria Francés widmen sich puppen-

haften Gestalten, die in einer bizarren Zirkuswelt inszeniert werden. Unter dem Titel *Misty Circus* kann man seit 2009 diese skurrilen Werke bewundern, dennoch wird Victoria Francés wohl noch lange mit *Favole* verbunden bleiben. Schon allein aufgrund der schieren Masse an Kalendern, Postkartensammlungen und CD-Covern – und zu guter Letzt wegen der traumhaften Sammleredition von *Favole*, die kürzlich bei Cross Cult erschienen ist. Wir hoffen, Euch gefällt der kleine Einblick in die magische Welt von *Favole*!

Eine Rezension von Markus Drevermann

Die Künstlerin Victoria Francés begann schon sehr früh sich künstlerisch auszuleben. Mit noch nicht mal zwanzig Jahren schickte sie eine E-Mail mit einigen Zeichnungen an ihren zukünftigen Verleger Óscar Valiente und bat um eine Veröffentlichung, falls sie gefallen sollten. Sie gefielen und der Entschluss, *Favole* zu veröffent-

lichen, war schnell gefasst. Und damit begann die Arbeit für Verlag und Künstlerin. Denn aus einer losen Sammlung von Illustrationen musste ein großes Ganzes geschaffen werden. Victoria Francés ordnete und verband ihr Werk. Sie ersann eine Geschichte um ihre Bilder und fügte Neues hinzu. Heraus kam die in dieser Gesamtausgabe vorliegende Trilogie, ergänzt um neue Kapitel und die Erzählung *Angel Wings*.

Favole ist der Name der Hauptfigur des Buches, welches auf so ungewöhnliche Weise entstand. Sie wird von dem gestürzten Engel Hesekeel zu einem Vampir gemacht, in den sie sich unsterblich verliebt. Zur Strafe werden die beiden allerdings getrennt und dazu verflucht, einander nicht mehr zu begegnen. Trotzdem macht sich *Favole* natürlich auf die Suche nach ihrem Geliebten und reist durch die verschiedensten Länder. Auf ihrer Suche trifft sie auf weitere Opfer des Engels und allerlei mythische Wesen. Jedes von ihnen eine tragische

Frauengestalt mit ihrer eigenen Geschichte, in der am Ende meist die Trauer steht. Lesen tut sich das Ganze schnell weg, da die Texte nicht wirklich umfangreich sind und Victoria Francés einen flüssig zu lesenden Stil hat, allerdings hätte es ruhig eine Portion Kitsch weniger sein können. Alles wird möglichst blumig und mit reichlich Adjektiven beschrieben und erzählt. Manches Mal wirkt das durchaus romantisch, oft schießt sie aber auch ein klein wenig übers Ziel hinaus. Es ist wie mit Zucker, eine gewisse Menge sorgt für einen hervorragenden Geschmack, aber zu viel davon lässt alles zu süß und klebrig werden. Und genau dieses Problem hat *Favole* immer wieder. Ein ums andere Mal ist es zu viel, um noch wirklich romantisch zu sein.

Aber wer ehrlich ist, wird zugeben, auf die Texte kommt es bei *Favole* auch gar nicht so sehr an. Das wirklich Wichtige sind die Zeichnungen und Bilder von Victoria Francés, die den Großteil jeder Seite einnehmen,



(c) Victoria Francés/Represented by NORMA Editorial



(c) Victoria Francés/Represented by NORMA Editorial

in den meisten Fällen sogar ganz, und die der Text in seiner Kürze kaum beschneidet. Sie waren zuerst da, vor den Geschichten. Und auf ihnen sollte der Fokus des Lesers liegen. Denn im Gegensatz zu den Texten sind die Zeichnungen, ob einem die Motive nun gefallen oder nicht, über jeden Zweifel erhaben. Nahezu perfekt setzt Victoria Francés ihre Vorstellungen, Ideen und Fantasien in faszinierende Bilder um, die alle das gewisse Etwas des Mythologischen atmen und praktisch real wirken. Dabei nutzt sie alle Möglichkeiten, die ihr helfen, die Bilder aus ihrem Kopf auf Papier zu bannen. Bleistift, Buntstift, Fotos (die zumindest häufig als Vorlagen gedient haben dürften), Pinsel, alles wird verwendet, um den Betrachter zu beeindrucken und für ihre Welt zu vereinnahmen. Und der lässt sich gerne gefangen nehmen. Ob die meisten die Texte über-

haupt lesen oder einfach nur bei den Bildern verweilen, lässt sich schwer sagen, doch immer wieder erwischt man sich dabei, auf die Zeichnungen zu starren und jedes Detail zu betrachten. Das Geschriebene rückt vollkommen in den Hintergrund und ist auch für das Erleben des Gezeigten eigentlich nicht wesentlich.

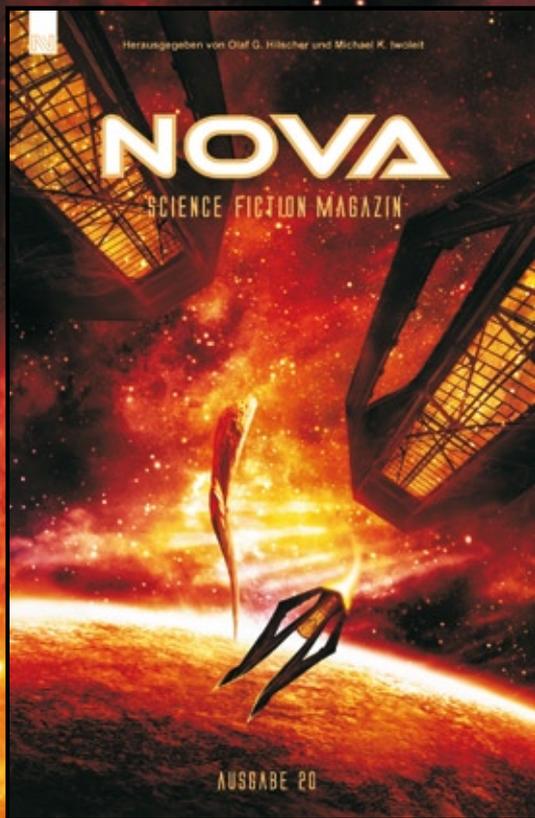
Die Cross Cult-Gesamtausgabe ist ebenso perfekt. Ein dickes, gebundenes Buch, gedruckt auf hochwertigem Papier und mit Lesebändchen. Mehr kann man eigentlich nicht verlangen. Dazu gibt es noch einen mit Zeichnungen von Victoria Francés versehenen Schubert. Zudem befinden sich im Buch selbst noch ein Vorwort und das Skizzenbuch von Victoria Francés für *Favole*. Zwar ist der Preis mit 39,80 € für diese hochwertige Ausgabe, die im Bücherregal sicher einen Sonderplatz bekommt und immer wie-

der hervorgeholt wird, hoch, aber noch zu rechtfertigen. Es steckt auch von Verlagsseite viel Arbeit in *Favole* und die hat leider nun mal ihren Preis.

Eine zweite, inhaltsgleiche Ausgabe existiert ebenfalls, die dann von der Künstlerin selbst signiert ist und einen Kunstdruck enthält, dessen Motiv extra von Victoria Francés gezeichnet wurde. Diese hat dann den recht stolzen Preis von 79,80 €. Hier muss natürlich jeder selber entscheiden, wie viel ihm *Favole* wert ist.

Fazit

Künstlerisch eines der am schönsten anzuschauenden Bücher. Auch die Geschichte an sich ist durchaus passend, allerdings hätte es etwas weniger Kitsch in den Texten sein dürfen. Trotzdem auf jeden Fall ein Schmuckstück für jeden Bücherschrank.



NOVA Science Fiction Magazin
ISSN 1864-2829
Ausgabe 20 (Herbst/Winter 2012)

Paperback, 190 Seiten
€ 12,80

www.nova-sf.de

Auch erhältlich als Kindle-eBook bei
amazon.de

**Lassen Sie sich in fremde Welten
und ferne Zukünfte entführen!**

**Brandneue aufregende Erzählungen der besten
deutschen Science Fiction-Autoren:**

Marcus Hammerschmitt
Michael Marrak
Frank W. Haubold
Christian Günther
Karsten Kruschel
Frank Hebben
Sami Salamé
Thorsten Küper

Internationale Gaststory:
Nancy Fulda (USA)

NOVA
SCIENCE FICTION MAGAZIN

Interview mit Thomas Plischke und Ole Johan Christiansen

zur "klassischen Phantastik" – zwischen Märchen, Horror und Wahnsinn



Thomas Plischke

Judith: Hallo, Thomas, hallo, Ole! Im siebten PHANTAST widmen wir uns gänzlich den Klassikern der Phantastik. Was ist denn für Euch beispielsweise klassisch?

Ole Christiansen: Ich für mich kopple die Begriffe des Klassischen und des Klassikers nicht

so sehr an eine bestimmte Epoche, sondern meiner Meinung nach fallen in diese Kategorie all jene Autoren (oder auch nur Werke), die historisch betrachtet etwas zur Entwicklung eines Genres beigetragen und/oder es maßgeblich geprägt haben. Mit dieser hausgemachten Definition deckt man auch die "modernen Klassiker" ganz gut ab.

Thomas Plischke: Das hieße dann – um mal ein paar Beispiele zu geben –, dass für uns Autoren wie H. P. Lovecraft, Shirley Jackson, Richard Matheson und M. R. James zu den phantastischen Klassikern gehören. Warum da so viele Leute von jenseits des großen Teichs darunter sind? Ich sag's mal so: Als alte Amerikanisten können wir schlecht anders.

Judith: Was fällt Euch denn an deutschen phantastischen



Ole Johan Christiansen

Klassikern ein? Und glaubt ihr, die Amerikaner waren uns in punkto Phantastik damals einfach voraus? Wie sieht es heute aus?

Ole: Deutschen Autoren wird im Ausland oft eine viel größere Rolle in Bezug auf die Phantastik und insbesondere die go-

thic novel eingeräumt, als man hierzulande weiß – schließlich wurde die Schauergeschichte im englischsprachigen Raum auch gerne mal “the German tale” genannt. Leider tut sich die Germanistik bis heute stellenweise etwas schwer mit der Einsicht, dass man manche Werke von anerkannten Autoren auch problemlos der Phantastik zuordnen könnte.

Thomas: Das wohl bekannteste Werk dieser “unerkannten Phantastik” dürfte wohl Goethes *Faust* sein - schließlich geht es um einen tatsächlichen Teufelspakt, der auch ganz konkrete metaphysische Auswirkungen hat. Ganz offen der Phantastik zurechnen darf man wohl Kleists Bettelweib von Locarno und natürlich eine Reihe der Werke von E. T. A. Hoffmann.

Ole: Das Phantastische hat aber auch heute noch für viele Leser in Deutschland etwas Anrüchiges – wohl auch deshalb, weil Geschichten über Zwerge und Elfen, Vampire und Werwölfe,

Raumfahrer und Aliens “nur ausgedacht” sind. Was die Kritiker dabei natürlich ignorieren, ist, dass ihr Lieblingskommissar oder Serienmörder auch “nur ausgedacht” ist ...

Judith: Wie definiert Ihr beiden eigentlich Phantastik? Ab wann traten phantastische Werke auf? Sind beispielsweise Märchen für Euch schon Phantastik?

Thomas: Wie wunderbar! Noch mehr Definitionen. Immer gut für Partygeplauder unter Nerds. Dann wollen wir mal: Phantastik entsteht aus unserer Warte dann, wenn im Rahmen eines erzählenden Textes das Übernatürliche, das Magische, das Unerklärliche oder das derzeit technologisch nicht machbar Scheinende als existent beschrieben, angedeutet oder umrissen wird. Die Phantastik als Oberkategorie umfasst für uns dann solche Untergenres wie die Fantasy, die Science-Fiction oder eben die klassische Phantastik (wie Horror und Mystery gerne auch bezeichnet

werden). Die Geburt dessen, was wir heute als Phantastik verstehen, liegt für mich dabei deutlich nach der Aufklärung, denn dieses Genre gewinnt seinen immensen Reiz aus der Spannung, die durch das Aufeinanderprallen zweier Weltbilder entsteht – dem Ideal, dass die Wirklichkeit und alles, was in ihr existiert, letzten Endes unter Einsatz des menschlichen Verstands und wissenschaftlicher Methoden erklärbar ist, und der wesentlich älteren Vorstellung, dass viele Vorkommnisse in der Welt Regeln und Gesetzen unterworfen sind, die sich einer völligen Durchdringung durch den Menschen entziehen.

Ole: Klassische Märchen im Stile der Gebrüder Grimm fallen für uns daher nicht unter Phantastik, da es sich bei ihnen ja mehrheitlich um die mehr oder minder treuen Aufzeichnungen mündlicher Überlieferungen handelt, die aus einer Zeit stammen, in der dieses Aufeinanderprallen von Weltklärungsmustern in der eben

beschriebenen Form so noch nicht gegeben war. Kunstmärchen allerdings, wie etwa Andersen sie beispielsweise verfasste, könnte man durchaus der Phantastik zurechnen. In der klassischen Phantastik kommt ja noch als wichtiges Merkmal hinzu, dass oft etwas Übernatürliches in die normale Welt „einbricht“ – und eine Geschichte wie „Das Mädchen mit den Zündhölzern“ ist dafür fast schon archetypisch.

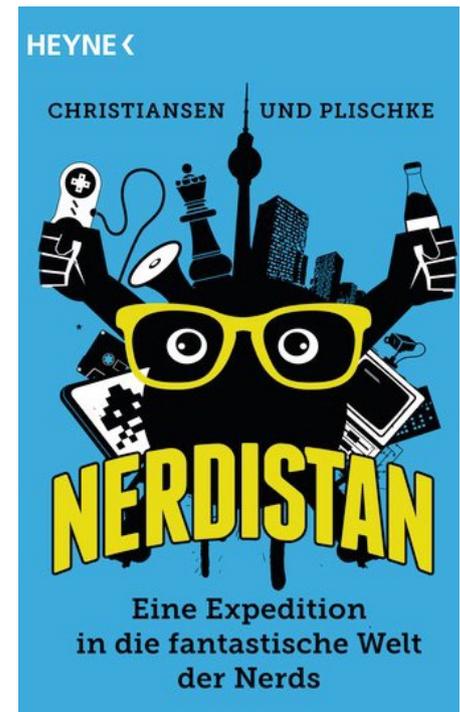
Judith: „Kunstmärchen“ – für viele ist ein Märchen wohl einfach ein Märchen. Würdet Ihr unseren Lesern genauer erklären, was genau ein Kunstmärchen ausmacht?

Thomas: Kein Problem. Die wenigsten Leser machen sich ja Gedanken über Definitionen oder Genre-Abgrenzungen, sondern lesen vor allem zum Spaß – die Glücklichen! Märchen im Sinne der Gebrüder Grimm (oder auch des Franzosen Charles Perrault) sind Teil der Folklore, die einer oder mehrere Autoren bei der nor-

malen Bevölkerung quasi mitgehört und dann aufgezeichnet haben. Die Problematik der Zensur und der Verfälschung durch die Autoren lassen wir mal außen vor.

Ole: Kunstmärchen hingegen unterscheiden sich vor allem dadurch, dass sie eben keine Grundlage in der Folklore haben oder so stark vom Autor abgewandelt wurden,

bis sie nur noch wenige Übereinstimmungen mit den Sagen der jeweils zeitgenössischen Bevölkerung aufweisen. In Europa haben die allermeisten Märchen eine Moral sowie ein gutes Ende für die Guten und ein böses Ende für die Bösen. Viele Kunstmärchen verweigern sich dieser Moral, sodass sie oft auch nur sehr bedingt für kindliche Gemüter (wie beispielsweise mich) geeignet



sind. Als sehr positive Ausnahme möchte ich hier Angela Carters Kunstmärchen erwähnen: Frau Carter schreibt feministische Versionen von Märchen, die durchaus eine Moral haben, nur eben keine patriarchalische.

Judith: Welche phantastischen Klassiker tummeln sich in Euren Bücherregalen? Eher Horror, Fantasy? Vielleicht Science Fiction? Oder alles bunt gemischt? Welche klassischen Autoren begeistern Euch?

Thomas: Als Sammler – oder seien wir ehrlich: obsessive Hamsterer – von phantastischer Literatur haben wir unsere Wohnung inzwischen so vollgerammelt, dass ich befürchte, wir brechen demnächst mit unserem kompletten Kram zu den Nachbarn unter uns durch. Bei dieser Menge an bedrucktem Papier bleibt es nicht aus, dass uns der eine oder andere Klassiker in die gierigen Klauen fällt. Schlimmer noch: Sobald uns irgendjemand auch nur ansatzweise so etwas wie „Das

musst du gelesen haben, denn das Buch ist ein echter Klassiker“ erzählt, wird er schnellstmöglich angeschafft. Innerhalb dieses absurden Sammelsuriums verteilt sich das dann alles relativ gleichmäßig auf die drei großen Untergenres. Obwohl, wir wollten doch ehrlich sein: Der Horror hat da vielleicht ein kleines Übergewicht.

Ole: Neben Romanen und Kurzgeschichtensammlungen haben wir übrigens auch ziemlich viele Pen & Paper-Rollenspielbücher in den Regalen stehen. Da ist die Science Fiction dann wahrscheinlich etwas deutlicher im Hintertreffen und der Horror etwas klarer in der Überzahl – was natürlich auch daran liegt, dass wir besonders gerne andere Menschen mit Grusel-Rollenspielen quälen.

Thomas: Oben hatte ich ja schon ein paar der Autoren genannt, die uns beide sehr begeistern können. Bemerkenswert finde ich gerade bei den amerikanischen Autoren der klassischen Phantastik, dass

viele ihrer Bücher auch heute noch ausgesprochen lesenswert sind – zeitlose Klassiker eben. Schade nur, dass Jackson und Matheson in Deutschland leider nahezu unbekannt sind. Wenigstens Lovecraft ist ja aber in Nerdkreisen auch hierzulande eine echte Berühmtheit.

Judith: Ihr mögt also gerne H. P. Lovecraft. Wann seid Ihr das erste Mal mit ihm in Berührung gekommen? Lovecraft war ja sehr von Edgar Allan Poe angetan – geht es Euch genauso?

Ole: Ich kenne Lovecraft noch aus der alten lila Suhrkamp-Ausgabe. Die muss ich irgendwann zwischen 10 und 14 im Bücherschrank meines Vaters aufgetan haben. Man möge mich da bitte nicht genau festnageln. Ich war sofort Feuer und Flamme für Lovecraft, auch wenn für mich persönlich die Begeisterung für seinen speziellen Stil im Lauf der Jahre etwas nachgelassen hat.

Thomas: Also nicht, dass man uns da falsch versteht – Lo-

vecraft hat eine phänomenale Bedeutung für das Genre, und die Idee eines „Mythos“ wirkt noch bis heute nach. Nur ist er aus unserer bescheidenen Warte in mancherlei Hinsicht beispielsweise seinem Zeitgenossen M. R. James oder auch seinem Vorgänger Poe einfach unterlegen.

Seine großen Stärken sind eher die Ideen und die Aufhänger seiner Geschichten sowie natürlich der Mythos als übergreifende Struktur in seinem Werk.

Ole: Aber noch mal kurz zu Poe: Jeder Amerikanistikstudent muss Poe gelesen haben, und ich bin auch heute noch von seinen Geschichten begeistert. Er hat nebenbei auch noch einige sehr kluge Artikel, Briefe und Aufsätze zu einer Vielzahl spannender Themen verfasst. Allesamt auch heute noch lesenswert und interessant.

Judith: Was haltet Ihr vom Cthulhu-Mythos? Habt Ihr alle Werke von Lovecraft, die über die Großen Alten erzählen?

Was, denkt Ihr, fasziniert auch heute noch viele Leser und Autoren an den Großen Alten?

Thomas: Lovecraft sollten wir eigentlich komplett zusammengerafft habe, zusammen mit etwas Sekundärliteratur zu seinem Schaffen.

Ole: Meiner Meinung nach bringt Lovecraft einige Motive und Ansätze des *fin de siècle* auf den Punkt, auch wenn man diese Bewegung sonst kaum mit amerikanischen Autoren in Verbindung bringt (und Lovecraft etwas verspätet auf diesem Spielfeld antritt): Im Mythos sind Menschen nur Staubkörner in einem mitleidlosen Kosmos, Spielbälle von Mächten, die kein Mensch je begreifen kann. So sehr er sich auch darum bemüht und danach strebt, die Mysterien der Welt zu ergründen, wartet auf den Menschen als Belohnung nur Wahnsinn und Tod. Lovecraft schrieb zu einer Zeit, in der der moderne Mensch gewissermaßen immer neue Kränkungen über sich erge-

hen lassen musste, was seine Bedeutung für das Universum angeht. Zugleich leben wir bis heute in einer Welt, die immer mehr vom vermeintlich schönen Schein und Fassadendenken geprägt wird. Mit Lovecraft wirft man einen Blick hinter die Kulissen und erkennt die Sinnlosigkeit vieler unserer Bemühungen, beispielsweise dem Alter, dem Zerfall oder unserer eigenen mangelnden Bedeutung für das Schicksal der Welt etwas von dauerhaftem Bestand entgegenzusetzen. Diese Erfahrung ist ernüchternd, aber zugleich vielfach auch heilsam.

Thomas: An dieser Stelle muss ich mich übrigens kurz mal über eine Sache enervieren, die mich an der Lovecraft-Begeisterung oft stört. Häufig wird Lovecraft nämlich nur mit den zwanziger und dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts in Verbindung gebracht. Selbstverständlich war das eine sehr spannende Epoche, aber Lovecraft selbst hat oft und gerne betont, dass es ihm wichtig

war, den Horror und das Übernatürliche in die Gegenwart zu holen. Wenn ihm also moderne Autoren heute nacheifern wollen und ihre Geschichten wieder und wieder im eben genannten Zeitraum ansiedeln, dann widerspricht das auf geradezu tragische Weise Lovecrafts Vorstellung davon, wie Horror seine größtmögliche Wirkung entfalten kann ...

Judith: Habt Ihr Euch selbst einmal einen großen Alten ausgedacht, ihm vielleicht sogar eine Geschichte spendiert? Welcher der Großen Alten aus dem Lovecraft-Universum ist für Euch der Interessanteste? Und mal ehrlich – könnt Ihr die Namen der Alten alle aussprechen?

Ole: Nein, einen großen Alten haben wir uns nie ausgedacht und auch keine von unseren Geschichten ist Teil des Lovecraftschen Mythos. In Teilen mag das daran liegen, dass wir Lovecrafts Sicht auf die Welt und die Rolle der Menschen in ihr einfach nicht bedingungslos teilen.

Thomas: Bei unseren Rollenspielerunden gibt es aber oft Rückbezüge auf Lovecrafts Geschichten und die "Wurmgötter" der Welt des Skaldat sind natürlich auch eine Verbeugung vor seinen Werken.

Ole: Cthulhu ist selbstredend der ikonische Große Alte, hinter dem alle anderen zurückstehen müssen. Rein symbolisch ist Nyarlathotep unser Favorit – kein anderer ist so vielgestaltig und so leicht in Geschichten zu integrieren.

Thomas: Die Unaussprechlichkeit hat bei Lovecraft wohl System. Der Leser soll gar nicht in der Lage sein, diese unmenschlichen Namen auszusprechen – wir versuchen es trotzdem manchmal, aber so richtig erfolgreich sind wir nicht dabei ...

Judith: Shirley Jackson wird der klassischen „Schauerliteratur“ zugeordnet – was kann man sich darunter vorstellen? Und was gefällt Euch besonders an Shirley Jackson?

Ole: Klassische Schauerliteratur meint man ja eigentlich vor allem Werke aus der Hochphase der europäischen *gothic novel* – und diese Zeit endete im Grunde mit dem 19. Jahrhundert. Shirley Jackson aber schreibt noch rund fünfzig Jahre später als Amerikanerin Texte, die sich hinsichtlich ihrer Themenwahl – insbesondere Wahnsinn und geistige Zerrüttung – sehr deutlich auf die *gothic novel* beziehen und uns das Unheimliche und Schaurige vor Augen führen, ohne dabei übermäßige Gewalt oder Brutalität zu benutzen (was bei so mancher *gothic novel* übrigens anders war). Damit steht sie natürlich in der Nachfolge von Autoren wie Poe und Lovecraft und kann sprachlich auch scheinbar spielend mit ihnen mithalten. Zugleich ist sie auch eine der ersten Autorinnen, die die Idee der heilen, kleinen Vorstadt Amerikas infrage stellt – ein Thema, das später dann auch Autoren wie Stephen King oder Filmemacher wie David Lynch keine Ruhe finden lässt.

Judith: Während wir hier über klassischen Horror sprechen, tritt immer wieder der Begriff „Wahnsinn“ auf – was fasziniert den Menschen am Verlust seiner geistigen Gesundheit? Wie zeigt sich der Wahnsinn in phantastischer Literatur?

Thomas: Der Wahnsinn ist unserer Meinung nach eine Urangst des Menschen: Wenn man nicht mal mehr den eigenen Sinnen, dem eigenen Verstand vertrauen kann, wem kann man dann überhaupt noch vertrauen? Und was ist, wenn man nicht mal merkt, dass man den Verstand verloren hat? Noch interessanter wird es, wenn man sich bewusst macht, dass es immer eine Definitions- und Machtfrage ist, wer wen unter welchen Umständen als wahnsinnig bezeichnen darf.

In der klassischen Phantastik wird der Wahnsinn oft auch als Markierung benutzt, so nach dem Motto „Achtung, Erzähler ist wahnsinnig, jetzt kommt was Unrealistisches!“.

Ole: Bei Poes Geschichte *Eleonora* lautet zum Beispiel gleich der zweite Satz: „Men have called me mad“ [Man hat mich schon wahnsinnig genannt].

Da sollte der Leser dann sofort aufhorchen und alles, was folgt, infrage stellen. Weshalb der Wahnsinn eine solch immense Anziehungskraft entwickelt, erklärt Poe uns dann gleich im Anschluss: „but the question is not yet settled, whether madness is or is not the loftiest intelligence- whether much that is glorious- whether all that is profound- does not spring from disease of thought“.

[dennoch bleibt die Frage ungeklärt, ob Wahnsinn nicht womöglich doch die höchste Form der Intelligenz darstellt und ob nicht vieles Glorreiche und alles Tiefgründige aus einer Krankheit der Gedanken entspringt]

Wahnsinnigen wird also oft die Fähigkeit zugeschrieben, Zusammenhänge zu erkennen und Dinge zu verstehen, die normalen Menschen verschlos-

sen bleiben. Neben diesen scheinbar übermenschlichen Erkenntnissen zeigt sich der Wahnsinn in der Literatur oft auch durch Wesensänderungen und extreme Gewalttaten. Judith: Erzählt uns doch was über Richard Matheson. Was hat er geschrieben? Welche Geschichten sollte man unbedingt gelesen haben?

Thomas: Über Richard Matheson sind wir ursprünglich durch Stephen King gestolpert. Selbiger empfiehlt mehrfach Matheson als eine seiner großen Inspirationen und hat ihm auch die eine oder andere Geschichte gewidmet. Also sind wir diesem Verweis nachgegangen und waren ziemlich schnell begeistert. Zu seinen wirklich großartigen Geschichten gehören unter anderem *Third from the Sun* und *Button, Button*.

Ole: Neben seinen Kurzgeschichten hat er aber auch eine Reihe von Drehbüchern fürs Fernsehen (u. a. für die gute

alte *Twilight Zone*, eine meiner absoluten Lieblingsserien) sowie Romane geschrieben. Der bekannteste Roman dürfte wohl *I am Legend* sein - er wurde schließlich schon dreimal unter immer neuen Titeln verfilmt, zuletzt mit Will Smith in der Hauptrolle. Mit dem Buch hat der neueste Film allerdings nur sehr wenig zu tun - daher den Film lieber umgehen, das Buch auf jeden Fall lesen.

Judith: Waren die Themen klassischer Phantastik andere als die heutigen? Oder hat sich im Grunde nur das Gewand, nicht aber der Inhalt verändert?

Thomas: Ich glaube, Menschen haben sich schon immer gerne gegruselt oder bei rätselhaften Vorgängen mitgeraten. Das wird sich vermutlich niemals ändern (zum Glück!). Heute ist die klassische Phantastik in ihrer Ausprägung des Horrors gelegentlich auch brutaler und/oder freimütiger, was Sexualität angeht - unsere Tabus sind eben nicht mehr die Tabus, die es früher zu brechen galt. Die

zentrale Idee des Einbruchs des Übernatürlichen in das Alltägliche steht jedoch bei der klassischen Phantastik bis heute noch im Mittelpunkt.

Ole: Die klassische Phantastik ist meiner Meinung nach aber inzwischen sehr viel vielfältiger und abwechslungsreicher geworden. Es gibt heute einfach viel mehr Autoren, Bücher und Geschichten aus diesem weiten Feld und dadurch natürlich auch viel mehr Untergenres, Varianten, Schulen und Ausprägungen - von Vermischungen mit anderen Genres wie zum Beispiel dem Liebesroman, dem Krimi oder der Science Fiction mal ganz zu schweigen.

Judith: Zu Beginn habt Ihr die „modernen Klassiker“ angesprochen - habt Ihr ein paar Beispiele? Was macht einen modernen Klassiker aus?

Thomas: Beim modernen Klassiker greife ich mal einfach wieder auf unsere Klassiker-Definition von oben zurück.

Das sind also neuere Werke (maximal 20 bis 30 Jahre alt), denen man momentan eine derart große Bedeutung für ein bestimmtes Genre zuschreiben kann, dass sie kaum noch wegzudenken sind. Tatsächlich verschwindet so manch ein moderner Klassiker allerdings im Laufe der Jahre auch wieder aus den Annalen der (Genre-) Geschichte oder wird durch ein anderes Werk verdrängt. Ein moderner Klassiker, der sich wohl halten wird, ist Stephen Kings *Es* - ein unglaublich vielschichtiges Buch, das zugleich auch sehr gut zu unterhalten weiß. Ohnehin sind viele moderne Klassiker auch wirtschaftlich erfolgreich, was aber eben nichts über die Bedeutung für das Genre aussagt. Andere Beispiele für moderne Klassiker wären William Gibsons *Neuromancer* in der Science Fiction oder Roger Zelaznys *Chroniken von Amber* in der Fantasy.

Judith: Kommen wir zurück in die Gegenwart: Was wird uns in naher Zukunft von Euch beiden erwarten?

Ole: Von uns beiden? **lacht** Direkt nur ein Buch: *Nerdistan - Eine Expedition in die fantastische Welt der Nerds* ist ein heiteres Sachbuch von uns, das wohl im Dezember bei Heyne erscheinen wird. Ein unterhaltsamer Rundgang durch alles, was man als moderner Nerd kennen muss – also Bücher, Spiele jedweder Art, Filme und Fernsehserien.

Thomas: Ansonsten treten wir auch als „Co-Autoren“ von Jonas Wolf bei seinem Sachbuch *Alles über Hobbits* in Erscheinung (erscheint im Oktober bei Piper). Und da wir nicht anders können, reden wir ihm natürlich auch bei seiner aktuellen Skaldat-Reihe bei Piper kräftig rein (bisher erschienen sind da *Heldenwinter* und *Heldenzorn*).

Und wer jetzt noch nicht genug hat, kann sich ja mal nach einem Thriller von einem gewissen „Ole Kristiansen“ umschaun ...

Judith: Herzlichen Dank für das schöne Interview!

Thomas: Wir haben zu danken!



(c) Victoria Francés/Represented by NORMA Editorial



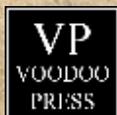
ZUM STERBEN SCHÖN

Ein Sonntagmorgen im Frühling: Gerade will Star ihren ersten Kunden für heute tätowieren, als die Welt urplötzlich in eine üble Schiefelage gerät. Belfasts verkaterte Nachtulen fallen in einen noch tieferen Schlaf als gewöhnlich, und Sekudentode verursachen ein heilloses Verkehrschaos, Brände und Flugzeugabstürze.

In den Nachwehen des Chaos begibt sich eine Gruppe Überlebender auf Sinnsuche durch die postapokalyptische Stadt. Der alternde Radiomoderator Sean Magee findet sein Heil zusammen mit Jungfrauenkiller Barry Rogan in einer Hotelbar. Die ehemalige IRA-Aktivistin Mairead Burns und Soldat Roy Beggs verbünden sich zwangsläufig, um Ordnung in eine Kommune zu bringen, während andernorts ein geheimnisvoller Prediger verstörte Überlebende aus den Schatten lockt, indem er ihnen Erlösung verspricht.



ISBN: 978-3-902802-39-2
Taschenbuch, 312 Seiten
Preis: 12,95 EUR



<http://www.voodoo-press.com>
[facebook.com/Voodoo.Press.Verlag](https://www.facebook.com/Voodoo.Press.Verlag)
twitter.com/VoodooPress



Carl Grunert

Ein Beitrag von Dieter von Reeken

Von Carl Grunerts Novellen, die man heute wohl zu einem großen Teil als „Scientific Romances“ – immerhin 18 von 33 Novellen sind solche im Wissenschafts-Milieu spielenden Liebesgeschichten – oder sogar als „Science Fiction“ bezeichnen würde, haben nur einige wenige die seit ihrer ersten Veröffentlichung zu Anfang des 20. Jahrhunderts (zwischen 1903/1904 und 1914) vergangenen Jahrzehnte vorwiegend deshalb überdauert, weil sie in den siebziger und achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts in vereinzelt Kurzgeschichten-Sammlungen nachgedruckt worden sind. Der größere Teil seiner Novellen (Romane hat er, soweit bisher bekannt, nicht geschrieben, jedenfalls nicht veröffentlicht.) ist aber, ebenso wie seine Gedichte und seine

Theaterstücke, inzwischen weitgehend aus dem Blickfeld geraten. Inzwischen sind sämtliche Erzählungen und Gedichte in einer vom Verfasser dieses Beitrags herausgegebenen Neuausgabe¹ wieder zugänglich.

Carl Grunert wurde am 2. November 1865 im damals zu Preußen und heute zu Sachsen-Anhalt gehörenden Naumburg an der Saale geboren. Nach dem Besuch des Lehrerseminars in Weißenfels (Burgenlandkreis, Sachsen-Anhalt) war er einige Jahre in seiner Heimatstadt Naumburg als Lehrer tätig, unter anderem am Domgymnasium.

Schon im Alter von 21 Jahren (1887) veröffentlichte er unter dem Pseudonym „Carl Friedland“ den im übertragenen



Sinne „mit Herzblut“ verfassten Gedichtband *Schlichte Gedichte*. Es folgten in den beiden Jahren darauf, diesmal unter seinem bürgerlichen Namen, die (wahrscheinlich nie aufgeführten) Dramen *Judas Ischarioth* (1888) und *Ihr seid geschieden!* (1889). Diese drei Frühwerke

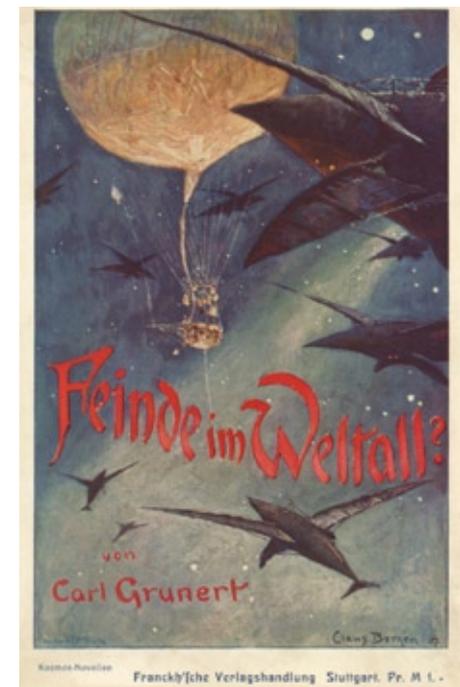
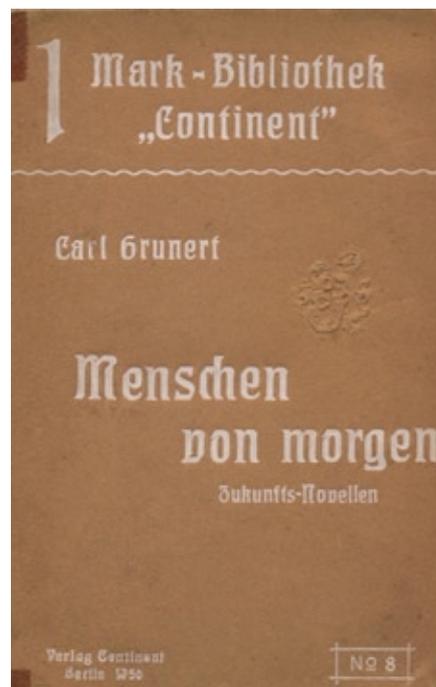
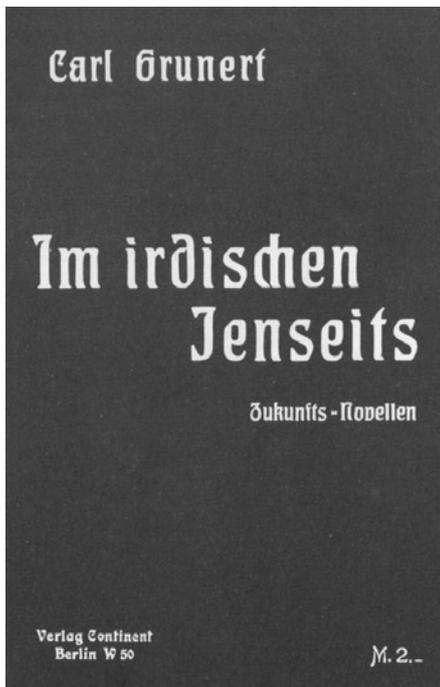
brachten ihm in seiner privaten und wohl auch beruflichen Umgebung „Enttäuschung, ja auch Anfechtungen und Verdächtigungen“² ein. Diese negative Erfahrung veranlasste Grunert, zusammen mit seiner Ehefrau Erna geb. Huth, die er 1889 geheiratet hatte, Naumburg zu verlassen und nach Berlin zu ziehen, wo er weiterhin als Lehrer arbeitete.

In den 14 Jahren von 1889 bis 1903 trat Carl Grunert als

„gebranntes Kind“ schriftstellerisch nicht in Erscheinung. Er nutzte aber die zahlreichen Bildungsmöglichkeiten der Reichshauptstadt (Er wohnte in Berlin-Moabit in der Wickef- und der Stephanstraße.) insbesondere auf den Gebieten der Physik und Chemie und besuchte über mehrere Jahre akademische Vorlesungen.

Carl Grunert war, was sich in fast seinem gesamten erzählerischen und dichterischen Werk

widerspiegelt, Zeit seines Lebens kränklich, und zwar an Körper und Seele, mit den jeweils verstärkenden Wechselwirkungen. Hinzu kamen, nach offenbar tief-schmerzlich empfundenen Liebes-Enttäuschungen in seiner Jugendzeit,³ schwere Schicksalsschläge: Der Sohn Hans war offenbar im Kleinkindalter verstorben, wahrscheinlich im Kindesalter auch eine Tochter namens Else; beiden hat der Vater in Ge-



dichten ⁴ gedacht. Geblieben war der Familie der Sohn Carl Georg Friedrich (1899–1966), der Diplom-Chemiker geworden ist und 1925 mit einer Dissertation auf dem Gebiet der Chemie promovierte.

Nach einer durchlittenen schweren Krankheit lernte Carl Grunert die Werke von Kurd Laßwitz kennen und schätzen, was ihn nach langer Pause wieder zu schriftstellerischer Aktivität ermutigte, wobei er sich erklärtermaßen an seinem großen Vorbild orientieren wollte. So widmete er diesem denn auch „in dankbarer Verehrung“ seinen ersten Novellenband *Im irdischen Jenseits* mit einer besonderen *Zueignung* ⁵. Es folgten bis 1914 die weiter unten genannten Erzählungen und Gedichte.

Carl Grunert litt nach Mitteilung seines Urenkels Carl-Heinz Grunert, der diese Informationen wiederum von seinen Verwandten erhalten hat, über Jahre hinweg an Schlaflosigkeit, was zu einem immer stärkeren Gebrauch von Barbitursäure führte. Der regel-

mäßige Gebrauch von Schlafmitteln vom Barbiturat-Typ birgt eine erhebliche Suchtgefahr. Offenbar hatte sich eine solche Abhängigkeit entwickelt. Als der gerade 19-jährige Sohn Carl Georg Friedrich im Frühjahr 1918 weitgehend zu Fuß als Soldat von der Ostfront zurückkehrte, fand er seinen inzwischen in Erkner bei Berlin (in der Nähe des Müggelsees) wohnenden Vater mit einer schweren Barbiturat-Vergiftung und überhaupt krank vor. Nachdem der Sohn, in bester Absicht, ihm die Barbitursäure weggenommen hatte, verschlechterte sich der Zustand des Vaters, wohl bedingt durch die schweren Entzugsfolgen, drastisch. Angesichts seines schlechten Gesundheitszustandes in Verbindung mit den Folgeerscheinungen des plötzlichen Entzugs und der mangelhaften medizinischen Versorgungslage im letzten Kriegsjahr erlag Carl Grunert schließlich, so die offizielle Angabe, am 22. April 1918 in Erkner bei Berlin einer Lungenentzündung.

Carl Grunert kannte und schätzte zwar seit seinem zwölften Lebensjahr Jules Verne, vor allem aber war er, wie schon erwähnt, ein großer Bewunderer und Verehrer des „Vaters der deutschen Science Fiction“, Kurd Laßwitz, dem er nachzueifern versuchte, wozu er sich auch offen bekannte, also kein bloßer Plagiator sein wollte. So gibt es in Grunerts utopisch-technischem Werk (nach derzeitigem Stand 33 Novellen) mehrere Erzählungen, die Motive aus den Werken von E(rnst) T(heodor) A(madeus) Hoffmann (1776–1822), Jules (Gabriel) Verne (1828–1905), Kurd Laßwitz (1848–1910) und H(erbert) G(eorge) Wells (1866–1945) aufgreifen und reflektieren, daneben aber auch durchaus eigenständige Ideen in origineller Weise vorstellen. Viele dieser Novellen, obwohl sie am wenigsten bekannt sind, haben bis heute ihren Reiz behalten und sind vergnüglich und teilweise sogar sehr spannend zu lesen.

Aus seinem Zueignungs-Gedicht in *Im irdischen Jenseits*

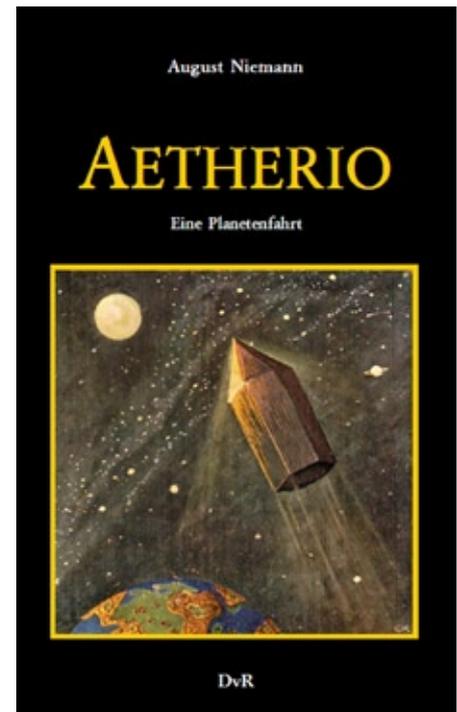
ist glaubhaft zu entnehmen, dass er „Aus schwerer Krankheit neu erwacht zum Lichte ...“ und „... gefesselt noch von fliehender Krankheit Bann ...“ den 1897 erschienenen zwei-bändigen Roman *Auf zwei Planeten* von Kurd Laßwitz (Weimar: Emill Felber; später auch Leipzig: Elischer Nachfolger) gelesen hatte und von ihm stark beeindruckt, ja „gefangen“ war.

Neben dem ausgiebigen Gebrauch des Gedankenstrichs, sei es als Mittel der Verstärkung oder als „Pausenzeichen“, fällt auf, dass Grunert sehr oft seltsame Namen verwendete: Der geduldige niederländische Leiter der Friedenskonferenz in Den Haag heißt in der Novelle *Im Fluge zum Frieden* „van Geduldjen“, der unaufrichtige (also lügende) britische Vertreter heißt „Lyell“, der ernste deutsche Abgesandte trägt den Namen „Ernst“. Ein scheinbar unzerbrechlicher Erfinder heißt in der gleichnamigen Novelle „Mr. Infrangible“, sein Widerpart, ein bluffender Unternehmer, nennt sich „Mr.

Bluff“. Ein Professor, der sich mit der Erforschung der Menschenaffen befasst, trägt in der Novelle *Der schreibende Affe* den Namen „Monkey“. Der Finder besagten Eies in *Das Ei des Urvogels* in der Sammlung *Der Marsspion* heißt „Dr. Finder“, der beglückte Professor „Diluvius“. Ein schreibgewandter Journalist heißt, wie die Novelle selbst, „Vivacius Style“, sein Arzt „Magnus Magician“. Der eine Astronom in *Das Ende der Erde?* heißt „T. E. Leskop“, der andere „O. B. Servator“. Die Motive Grunerts hierfür sind nicht erkennbar, zumal zumindest die letztgenannte Novelle nicht als Humoreske angesehen werden kann. Andererseits lässt er in *Der Marsspion* in der realen Sternwarte in Flagstaff (Arizona, USA) den realen Astronomen Mr. ([Percival] Lowell und seinen ebenso realen Assistenten [Carl Otto] Lampland auftreten.

Auch fällt auf, dass viele Novellen Gedichte enthalten, die sich nicht immer harmonisch in den Text einfügen, sondern oft eher störend wirken.

Schließlich wird in immerhin acht Novellen das Gestaltungsmittel des Traums oder der „Geschichte in der Geschichte“ bemüht. Dies Mittel der Selbst-Distanzierung des Verfassers von den Produkten seiner Phantasie wirkt nur in wenigen Fällen als vertretbar oder gar originell, überwiegend aber eher enttäuschend-ernüchternd. Möglicherweise wählte Grunert dies erzählerische Mit-



tel angesichts seiner negativen Erfahrungen in Naumburg vorsorglich in Rücksicht auf sein Amt als Lehrer im städtischen (also öffentlichen) Dienst und die damit verbundenen besonderen Pflichten.

Von den 33 Novellen stehen einige in einem inneren Zusammenhang oder wenigstens doch in lockerer Beziehung zueinander:

In drei Novellen (*Die Radiumbremse*, *Adam Perennius*, *der Zeitlose* und *Mysis*) bildet die „Abendschule“, eine Art gehobener literarischer Stammtisch, das Handlungsfeld, in dem ein Ich-Erzähler (Grunert?) berichtet und in der Novelle *Mysis* (enthalten in *Der Marspion*) an eine in *Feinde im Weltall?* enthaltene Vorgeschichte anknüpft. Vorbild für diese „Abendschule“ könnten E. T. A. Hoffmanns „Serapionsbrüder“ oder, in verkleinerter Version, die von Kurd Laßwitz mitbegründete und maßgeblich geprägte Gothaer „Mittwochs-Gesellschaft“ gewesen sein.

Die Novellen *Der Mann aus dem Monde*, *Die Maschine des*

Theodulos Energeios und *Der Ätherseelenmensch* stehen insofern in einem Zusammenhang, als der Ich-Erzähler (Grunert?) in beiden Fällen u. a. von seinem „Freund Hintze“ berichtet; ein „Professor Hintze“ spielt auch eine Rolle in der Erzählung *Gefangener Sonnenschein* aus der Sammlung *Im irdischen Jenseits*.

In den Novellen *Die Fern-Ehe* und *Das Geschenk des Oxygenius* werden erstmals Personen (z. B. Fritz Oldenburger und Felix und Maud Ridinger) eingeführt, die uns 1908 in *Ballon und Eiland* im Sammelband *Der Marspion* wieder begegnen.

Die wenig bekannte Novelle *Das weiße Rätsel* überrascht auch die heutigen Leserinnen und Leser als „moderne“ UFO-Entführungs-Geschichte. Zwar hat es in der utopisch-phantastischen Literatur auch vorher schon Begegnungen von Menschen mit Außerirdischen und Mitnahmen in deren Weltraumfahrzeugen gegeben, aber *Das weiße Rätsel* wirkt in keiner Weise antiquiert, sondern strahlt eine Spannung

und einen „sense of wonder“ aus, die von heutigen Autoren und Filmemachern kaum eindrucksvoller erreicht werden.

Gleiches gilt für *Ein Rätsel der Lüfte*: Die hier unternommenen Versuche, eine unvertraute Himmelserscheinung zu deuten und dabei auf natürliche oder technische Ursachen zurückzuführen, nehmen die Argumentationsweisen und die Diskussion vorweg, die sich Ende der vierziger und Anfang der fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts an den ersten UFO-Meldungen entzündeten. Sogar das Problem der Auswertung fotografischer Aufnahmen als Beweismittel wird plastisch geschildert.

Die in *Menschen von morgen* enthaltene Novelle *Das Geschenk des Oxygenius* knüpft schon dem Titel nach und auch inhaltlich an Jules Vernes *Le Docteur Ox* (1874; dt. *Eine Idee des Doktor Ox*, 1875) an, behandelt aber nicht nur die Auswirkungen eines erhöhten Sauerstoffgehalts in der Atmosphäre auf Menschen, sondern auch auf Verbrennungsmo-

toren und Dampfmaschinen, insbesondere Lokomotiven. In der Ausführungstiefe steht Grunert damit zwischen Jules Vernes Novelle *Doktor Ox* und Raymond F. Jones' Roman *The Year when Stardust Fell* (1958; dt. *Sternenstaub*, UTOPIA-GROSSBAND 124, Rastatt, Erich Pabel, 1960), in dem die allgemeinen gesellschaftlichen Folgen des Versagens von Maschinen bis hin zu Hungersnöten drastisch geschildert werden. Die Novelle *Die Maschine des Theodulos Ener-*

geios hat offenbar Bezüge zu Grunerts über Jahre hindurch schlechten Gesundheitszustand. Schon in seiner erstmals 1907 erschienenen und 1908 in *Der Marsspion und andere Novellen* nachgedruckten Novelle *Heimkehr* behandelte Grunert das Thema der schwindenden Lebenskräfte und damit seine eigene Befindlichkeit.

Die am weitesten verbreitete letzte Novellen-Sammlung *Der Marsspion und andere Novellen*, die in mehreren Ausgaben und Einbandvarianten (erstmalig 1908) erschienen ist, enthält, bis auf die schon 1907 veröffentlichten Novellen *Heimkehr* und *Mr. Vivacius Style*, ausschließlich Originalbeiträge.

Die immer wieder zitierte Zeitreise-Novelle *Pierre Maurignacs Abenteuer* ist später, wie sich der Bibliografie entnehmen lässt, mehrfach nachgedruckt worden. In *Meidingers Knaben-Buch* ist die Erzählung übrigens 1921 unter dem Titel *Abenteuerliche Reisen mit der Zeitmaschine*⁶ und in eingedeutschter Fassung enthalten:

Aus Pierre wurde Peter, aus Jeanne Hilde, aus dem Maire der Bürgermeister usw.

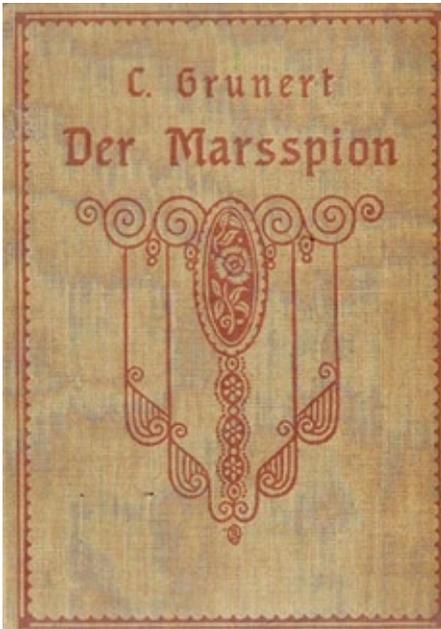
Gerade *Der Marsspion*, *Das Ei des Urvogels* und *Pierre Maurignacs Abenteuer* enthalten deutliche Bezüge zum Werk von H. G. Wells, der in der letztgenannten Novelle sogar durch ein Telegramm zum Mitwirkenden wird.

Ballon und Eiland wirkt wie eine Kurzfassung von Jules Vernes *Geheimnisvoller Insel*. In dieser Novelle treffen wir in dem Ehepaar Fritz und Grete Oldenburger übrigens Bekannte aus der Sammlung *Im irdischen Jenseits* wieder, ebenso wie in *Mysis* den Protagonisten Justus Starck aus *Feinde im Weltall?*. *Katalyse* zeigt sich als originelle Liebesgeschichte. Die letzte Novelle, *Heimkehr*, enthält, wie schon ausgeführt, autobiografische Züge: Der Erzähler (Grunert) wird durch eine wundersame Brille u. a. in die Lage versetzt, gespiegelt durch die Scheiben eines Stadtbahnzuges, seinen kranken, in jeder Hinsicht verbrauchten



und kurz vor dem Ende stehenden Körper zu erkennen.

Eine Würdigung seines Werkes, auch wenn man sich nur auf seine Novellen beschränkt und die fast vergessenen Gedichte und Dramen beiseite lässt, fällt nicht leicht: Carl Grunert hat stets auf seine Vorbilder, vor allem auf Laßwitz, hingewiesen und eingeräumt, dass seine „Skizzen ... von ihrem Vorbild noch | Soweit entfernt, als wie die Nacht vom Tag“ waren⁷, doch hat er im weiteren Lauf



seines Schaffens an Sicherheit gewonnen und auf seinem Gebiet der Kurzgeschichte (also der deutschen „SF-Story“) eine Bahn gebrochen und einige literarische Perlen hinterlassen. Der 1865 geborene Carl Grunert war nur 53 Jahre alt, als er 1918 starb. Seit literarischer „Bruder“, der sieben Jahre später (1872) geborene Hans Dominik, der übrigens von 1888–1890 in Gotha lebte und u. a. auch Kurd Laßwitz als Lehrer hatte, starb 1945 im Alter von 73 Jahren. Als Dominik 53 Jahre alt war (1925), hatte er den Höhepunkt seiner Popularität noch nicht erreicht. Wie viele Novellen, vielleicht auch noch Romane, hätte Grunert wohl noch geschrieben, wenn er länger gelebt und eine robustere Gesundheit gehabt hätte? Wenn man sein Werk würdigt, sollte man, vor allem bei Vergleichen zu anderen Schriftstellern, berücksichtigen, dass dies Werk (wenigstens im zeitlichen Sinne) noch unvollendet war. Es wäre reizvoll gewesen, ein Neben-, vielleicht auch Miteinander von Grunert

und Dominik, wohl nicht ohne Wechselwirkungen, beobachten zu können. Ob sie, die beide in Berlin lebten, sich persönlich gekannt haben, konnte bisher nicht ermittelt werden.

Kurz-Bibliografie

Dies in Anm. 1 genannte Gesamtausgabe enthält u. a. eine illustrierte vollständige Bibliografie sämtlicher (auch ausländischer) Veröffentlichungen der Erzählungen, Dramen und Gedichte Carl Grunerts. An dieser Stelle folgt eine kurze Zusammenstellung der Erstveröffentlichungen:

1887

[Carl Friedland:] *Schlichte Gedichte. Jungen Herzen gewidmet.* Freiburg [heutige Schreibweise: Freyburg] und Leipzig: K. Kirchner's Verlag. 55 S.

1888

Judas Ischarioth. Tragödie. – Verlagsort (wahrscheinlich Naumburg), Verlag, Umfang und weitere Daten konnten nicht ermittelt werden.

1889

Ihr seid geschieden! Schauspiel. Naumburg: Schmidt. 38 S. – Weitere Daten konnten nicht ermittelt werden.

1904

Im irdischen Jenseits. Zukunfts-Novellen. Berlin: Verlag Continent (Theo Gutmann), o. J. [1904]. 184 S. – Das Buch enthält die Gedichte *Zueignung* [an Kurd Laßwitz] und *Schlußwort an den Leser* sowie die Erzählungen *Das Untersee-Telephon-Amt* · *Gefangener Sonnenschein* · *Auf den Schwingen des Weltäthers* · *Die Fern-Ehe* · *Scarlatina. Ein Fiebertraum* · *Das Gas X* · *Unter den Papuas. Ein Ostermärchen.*

1905

Menschen von morgen. Zukunfts-Novellen (= 1 MARK-BIBLIOTHEK 8). Berlin: Verlag Continent (Theo Gutmann), 1.–3. Tsd., o. J. [1905]. 110 S. – Das Buch enthält die Gedichte *Widmung* [an Grunerts Ehefrau Erna] und folgende Erzählungen: *Die Radiumbremse* · *Ein Rätsel der Lüfte* · *Das Geschenk des Oxygenius.*

1907

Feinde im Weltall? und andere Novellen (= KOSMOS-NOVELLEN). Stuttgart: Franckh'sche Verlagshandlung (W. Keller & Co.), o. J. [1907]. 80 S. – Das Buch enthält neben einer Widmung an die Eltern folgende Erzählungen: *Feinde im Weltall?* · *Nitakerts Erwachen* · *Adam Perennius, der Zeitlose* · *Der Fremde.*

Heimkehr. Skizze. – In: ARENA. Illustrierte Monatshefte für modernes Leben. Hg. von Rudolf Presber. Berlin: Verlag Dr. Otto Eysler, 1. Jg. 1906/07 [1907], S. 1209–1214. Illustriert von N. N.

[Karl Grunert:] *Im Fluge zum Frieden. Eine utopistische Novelle.* – In: RECLAMS UNIVERSUM. Illustrierte Wochenschrift. Hg. vom Reclam-Verlag. Leipzig: Philipp Reclam jun., 23. Jg. 1907, S. 900–908.

Vivacius Style. – In: ARENA. Illustrierte Monatshefte für modernes Leben. Hg. von Rudolf Presber. Berlin: Verlag Dr. Otto Eysler, 2. Jg. 1907/08 [1907], S. 85–92. – Illustriert von Paul Scheurich.

Was die Stunde sprach. Gedichte. Straßburg i. E. und Leipzig: Josef Singer, Hofbuchhandlung. IV, 98 S.

1908

Der Mann aus dem Monde. – In: ARENA. Illustrierte Monatshefte für modernes Leben. Hg. von Rudolf Presber. Berlin: Verlag Dr. Otto Eysler, 3. Jg. 1908/09 [1908], S. 60–75. – Illustriert von N. N.

Der Marsspion und andere Novellen (= DIE BÜCHER DES DEUTSCHEN HAUSES. Hg. von Rudolf Presber. Erste Reihe, 13. Band). Berlin und Leipzig: Buchverlag fürs Deutsche Haus. 303 S. Illustriert von Ernst Stern. – Das Buch enthält außer einem Geleitwort von Karlernst Knatz folgende Erzählungen: *Der Marsspion* · *Pierre Maurignacs Abenteuer* · *Das Ei des Urvogels* · *Katalyse* · *Ein verirrter Telephondraht* · *Mr. Vivacius Style* · *Ballon und Eiland* · *Mysis* · *Das Ende der Erde?* · *Heimkehr.*

1909

Hie Rudelsburg! Hie Naumburg!

Ein Schauspiel in 4 Akten (= MEHRAKTER 10). Leipzig: G. Richter, o. J. [1909] Theaterverlag, 80 S.

Mr. Infrangibles Erfindung. – In: RECLAMS UNIVERSUM. Illustrierte Wochenschrift. Hg. vom Reclam-Verlag. Leipzig: Philipp Reclam jun., 25. Jg. 1909, S. 904–910.

Das Phonogramm von Pompeji. – In: ILLUSTRIRTE ZEITUNG. Wöchentliche Nachrichten über alle Zeitereignisse, Zustände und Persönlichkeiten der Gegenwart, öffentliches und gesellschaftliches Leben, Wissenschaft und Kunst. Leipzig: J. J. Weber, 133. Bd. (1909), S. 912–915.

Das weiße Rätsel. – In: ARENA. Illustrierte Monatshefte für modernes Leben. Hg. von Rudolf Presber. Berlin: Verlag Dr. Otto Eysler, 4. Jg. 1909/10 [1909], S. 188–208. – Illustriert von Paul Scheurich.

1910

Lieben und Leben. Neue Gedichte. Straßburg i. E. und Leipzig: Verlag von Josef Singer, Hofbuchhandlung. XI, 69 S.

1911

Aus meiner Welt. Dichtungen. Berlin: Verlag von E. Sicker (G. Foerstner), o. J. [1911]. VI, 69 S.
Der schreibende Affe. – In: RECLAMS UNIVERSUM. Illustrierte Wochenschrift. Hg. vom Reclam-Verlag. Leipzig: Philipp Reclam jun., 27. Jg. 1911, S. 349–352; 371–373.

1912

[Karl Grunert:] *Die Maschine des Theodulos Energieos*. – In: ARENA. Oktav-Ausgabe von „ÜBER LAND UND MEER“. Hg. von Rudolf Presber. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt, 28. Jg. 1911/12 [1912], S. 1351–1357.

1913

Der Ätherseelenmensch. – In: ARENA. Oktav-Ausgabe von „ÜBER LAND UND MEER“. Hg. von Rudolf Presber. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt, 30. Jg. 1913/14 [1913], S. 414–419.

1914

Gelöste Probleme. Eine Rundschau über die neuesten Fortschritte der

Industrie und Technik. – In: ILLUSTRIRTE ZEITUNG. Wöchentliche Nachrichten über alle Zeitereignisse, Zustände und Persönlichkeiten der Gegenwart, öffentliches und gesellschaftliches Leben, Wissenschaft und Kunst. Leipzig: J. J. Weber, 142. Bd. (1914), Nr. 3685 (Faschings-Nummer) vom 12. Februar 1914, S. 300–302 (unpaginiert, S. 10–12 der Beilage). – Illustriert von Max Schaberschul.

Anmerkungen

¹ Carl Grunert: *Im Königreich Nirgendwo. Sämtliche Zukunfts-Novellen und Gedichte (1887–1914)*. Gesamtausgabe der 33 Zukunfts-Novellen aus den Sammelbänden *Im irdischen Jenseits* (1904), *Menschen von morgen* (1905), *Feinde im Weltall?* (1907), *Der Marsspion* (1908) und den Zeitschriften ARENA, RECLAMS UNIVERSUM und ILLUSTRIRTE ZEITUNG (1907–1914) sowie der Gedichtsammlungen *Schlichte Gedichte* (1887), *Was die Stunde sprach* (1907), *Nachlese* (1909),

Lieben und Leben (1910) und *Aus meiner Welt* (1911). Herausgegeben von Dieter von Reeken. Lüneburg: Dieter von Reeken, 2011.

² Franz Brümmer (Bearb.): *Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart*. 6. völlig neu bearbeitete u. stark vermehrte Auflage. Zweiter Band (Dennert-Grütter). Leipzig: Philipp Reclam jun., o. J. [1913], S. 474.

³ Ein entsprechender Hinweis findet sich am Schluss der erstmals 1907 erschienenen Novelle *Heimkehr*, enthalten in *Im Königreich Nirgendwo* (Anm. 1), S. 385–387.

⁴ *Auf den Tod meines kleinen Sohnes Hans* (1907) und *Mein Töchterchen* (1911), enthalten in *Im Königreich Nirgendwo* (Anm. 1), S. 529 bzw. S. 638–639.

⁵ Enthalten in *Im Königreich Nirgendwo* (Anm. 1), S. 21–22 und 675–676.

⁶ Carl Grunert: *Abenteuerliche Reisen mit der Zeitmaschine*. – In: Georg Gellert (Hg.): *Meidingers Knaben-Buch*. Berlin: Meidingers Jugendschriftenverlag, o. J. [1921], S. 48–73.

⁷ *Zueignung* (wie Anm. 5).

Abbildungen

Carl Grunert (Aufnahme um 1900), Copyright 2005 by Carl-Heinz Grunert

Im irdischen Jenseits. Zukunfts-Novellen. – Berlin: Verlag Continent (Theo Gutmann), o. J. [1904].

Menschen von morgen. Zukunfts-Novellen (= 1 MARK-BIBLIOTHEK 8). Berlin: Verlag

Continent (Theo Gutmann), 1.–3. Tsd. 1905.

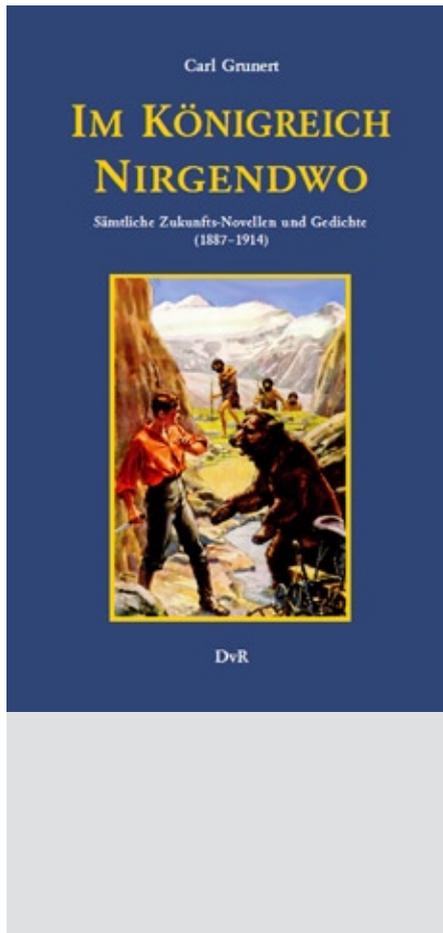
Feinde im Weltall? und andere Novellen (= KOSMOS-NOVELLEN). – Stuttgart: Franckh'sche Verlagshandlung (W. Keller & Co.), o. J. [1907].

Der Marsspion und andere Novellen (= DIE BÜCHER DES DEUTSCHEN HAUSES. Hg. von Rudolf Presber. Erste Reihe, 13. Band). Berlin und Leipzig: Buchverlag fürs Deutsche Haus, 1908. – seltenere Einbandvariante.

[Gibel zemli. Špion s Marsa.] Гибель земли. Шпион с Марса. – [Sankt Peterburg: Chronos, Bespl. pril. k. No. 4, Ž. „Za 7 Dnej“, 1911.] Санкт Петербур: Хронос, Беспл. прил. к. № 4 ж. „За 7 дней“, 1911. – Russische Ausgabe von *Das Ende der Erde?* und *Der Marsspion*.

Das Phonogramm von Pompeji

Eine Novelle von Carl Grunert (1909)



In: ILLUSTRIRTE ZEITUNG. wöchentliche Nachrichten über alle Zeitereignisse, Zustände und Persönlichkeiten der Gegenwart, öffentliches und gesellschaftliches Leben, Wissenschaft und Kunst. – Leipzig: J. J. Weber, 133. Bd. (1909), Nr. 3462 vom 4. November 1909, S. 912–915.

I.

Seit zehn Tagen ungefähr grub man schon in Pompeji an der freigelegten Stelle dicht an der Porta Ercolanese, ein wenig westlich von der sog. Villa des Diomed.

Den größten Teil des eigentlichen Landhauses hatten die Arbeiter bereits von der ungefähr sechs Meter hohen Aschenschicht befreit, und da man immer in horizontalen

Schichten abtrug, so gewann man schnell einen Einblick in den Grundriß des ganzen Baues, der sich von dem der benachbarten Villen nur wenig unterschied.

Dr. Enrico Tommasi, der die Arbeiten an Ort und Stelle überwachte, hatte bei ihrem Beginn die leise Hoffnung gehegt, bei der Aufdeckung der neuen Villa vielleicht ebenso vom Glück begünstigt zu werden, wie man es vor mehr als hundert Jahren bei der Ausgrabung jener Villa des Diomed gewesen, wo man in den geräumigen Kellern des Hauses mehr als zwanzig Skelette und allerlei Geräte und Kostbarkeiten gefunden hatte.

So hatte sich sein besonderes Augenmerk naturgemäß auf den Inhalt der Keller gerichtet, und je näher die Arbeiter ihnen

kamen, um so mehr suchte er sie in ihrer Behutsamkeit und Sorgfalt bei der Beseitigung der Lapillischichten anzuspornen. Leider schien alle angewandte Mühe vergebens. Man fand in den Räumen des Hauses und Kellers wohl allerlei Geräte des täglichen Gebrauchs, aber doch nichts, was nicht schon in ähnlicher Form im Museo Nazionale in Neapel aufgespeichert war. Man konnte wirklich glauben, mit der Arbeit des heutigen Tages alle Räume der zierlichen Villa freigelegt zu haben, und auf das Geheiß Dr. Tommasis stellten die Arbeiter die Spaten zusammen.

Der Archäolog war enttäuscht, um so mehr, als er für den letzten Teil seiner Grabung den Besuch eines alten Studienfreundes, eines Deutschen, erhalten, des Ingenieurs Lang, mit dem er gemeinsam einige Semester in Berlin studiert hatte. In der ersten Entdeckerfreude, an jenem Tage, da er beim Untersuchen der Lapillischichten auf die „Villa“ stieß, da er seinem Freunde hoffnungsfroh von diesem Funde berichtete

und die Erwartung aussprach, die Wissenschaft mit neuen Zeugnissen der versunkenen Jahrtausende zu bereichern, hatte er ihn eingeladen – der Ingenieur war gerade vertretungsweise beim Bau des Simplontunnels beschäftigt und hatte ihm längst einen Besuch zugesagt –, nach Beendigung seiner Arbeiten einen Abstecher nach Pompeji zu machen und Zeuge seiner Entdeckungen zu werden.

Und nun standen die beiden Studienfreunde – die Arbeiter hatten heute schon früher Feierabend gemacht – allein in den ausgegrabenen Räumen und sprachen über die Ergebnislosigkeit der Grabung. Ingenieur Lang gab die Hoffnung auf einen besondern Fund noch nicht auf.

„Aber, wo sollen wir noch etwas finden, amico?“, fragte Tommasi ungläubig. „Die Räume der Villa liegen offen zutage, die Keller sind geöffnet ...“

Der junge Ingenieur antwortete zunächst nicht, sondern

begann, indem er dem Freunde durch ein Zeichen bedeutete, stehenzubleiben, nochmals eine Wanderung durch die Räume der römischen Villa. Er durchschritt das kleine Vestibulum, das mit einem Gemälde, welches den Tanz der Grazien darstellte, geschmückt war, das dahinter gelegene Atrium und das sich daranreihende Peristylum, immer dabei mit einem im Vorbeigehen ergriffenen Spaten auf den Boden stampfend.

An einer Stelle des Peristylums blieb er plötzlich stehen, sein Spatenmanöver mehrmals wiederholend.

„Hör' einmal, Enrico!“ Und wieder stieß der Spaten gegen die Marmorfliesen.

Der Archäolog war mit zwei Sprüngen an seiner Seite.

„Wann hast du diese Stelle entdeckt, Ricardo?“, fragte er überrascht.

„Vorhin, als die Arbeiter die Spaten zusammentrugen. Der kleine Filippo, dem die Buddelei gewiß sehr langweilig vorkommen mag, machte sich zur Erheiterung das Extraver-

gnügen, mit jedem Spaten, den er trug, einmal hier und einmal da auf den Boden zu stampfen, und da hörte ich den seltsamen Klang, obwohl ich gerade im Gespräch mit dir war. Bedenke, daß ich mein Ohr seit Monaten jetzt im Simplontunnel auf derartige Perkussions- und Auskultationsgeräusche trainiert habe!“

„Aber die Keller liegen doch gerade an der entgegengesetzten Seite des Landhauses!“, sagte Tommasi, noch immer zweifelnd.

Der Ingenieur antwortete nicht weiter, sondern warf seinen Rock ab und begann zu graben.

Im nächsten Moment tat Dr. Tommasi das gleiche. Und nun arbeiteten beide Freunde im Schweiß ihres Angesichts, indes die Sonne sich schon zum Untergang senkte. Ihre roten Strahlen übergossen die Trümmer versunkener Jahrtausende mit einem Schein warmflutenden Lebens.

Die Arbeit der beiden Freunde wurde belohnt: man stieß auf eine zweite, kleinere

Kelleranlage, die sich bis in den gewachsenen Felsboden unterhalb des eigentlichen Fundaments fortzusetzen schien.

„Das sieht ja beinahe aus wie ein Kerker“, sagte der Ingenieur.

„Was sollte in der so freundlich angelegten Villa ein solcher?“, fragte Dr. Tommasi dagegen. „Eher glaube ich, daß es ein Versteck für die Schätze und Kostbarkeiten des gewiß sehr vermögenden Villenbesizers gewesen ist, von dem nur er im Hause Kenntnis hatte.“

Er setzte den Spaten wieder an, zog ihn aber im nächsten Augenblick wieder zurück und hielt auch die Hand des Freundes fest.

„Sieh doch!“, flüsterte er erregt.

Und mit seinem Spaten beschrieb er in der Aschenschicht der aufgedeckten Kellerhöhle eine seltsam umgrenzte Form, die eben zutage trat.

„Was bedeutet das?“, fragte der Ingenieur.

„So zeichnet sich ein von Lappillasche eingehüllter mensch-

licher Körper ab“, antwortete Dr. Tommasi.

„Was wollen wir tun?“

„Nicht weitergraben, sondern nach vorsichtiger Feststellung der Umrisse gleich morgen früh die Vorkehrungen zu einem Gipsausguß treffen. Es ist anzunehmen, daß, wie bei allen derartigen Funden, sich die Form des einstigen Körpers getreulich in der erhärteten Schlammumhüllung erhalten hat.“

Das Fleisch verwandelt sich im Laufe der Jahrtausende zu Asche, aber die hohle Form, die es einst ausfüllte, bleibt unverändert in dem steinhart gewordenen, einst plastisch schmiegsamen Aschenteige bewahrt und erlaubt in besonders glücklichen Fällen Gipsabgüsse von jener Vollkommenheit, wie sie dich kürzlich im Museum von Neapel zu hellem Entzücken begeisterten.“

„Dann also auf morgen, Enrico.“ –

„Auf morgen, amico – und wünsche mir Glück dazu!“

*

Am nächsten Morgen in aller Frühe hatte Dr. Tommasi bereits alles zum Gusse vorbereitet. Einige besonders in diesen heiklen Manipulationen geübte Leute hatten die in der Werkstatt der Natur im Laufe der Zeiten selbst entstandene Gußform hergerichtet, vorsichtig eine Eingießöffnung in der Lapillmasse angebracht und ebenso hier und da Öffnungen für die entweichende Luft, um ein ungehindertes Einließen der Gußmasse zu ermöglichen. Alles hing von der äußersten Sorgfalt dieser Vorarbeiten ab, denn ein Experiment wie das bevorstehende ließ sich nur ein einziges Mal machen.

Auf ein Zeichen des Archäologen begann der Guß, und langsam floß der weiße, flüssige Gipsbrei hinunter in die schwarze Aschenmasse.

Die Gießer hatten die Menge des einfließenden Gipses nach der ungefähr dem Aschenriß entsprechenden Größe des verborgenen Körpers bestimmt.

Seltsamerweise schien dabei ein Irrtum vorgekommen zu sein – die Form wollte sich nicht füllen, und es war ein Glück, daß Dr. Tommasi, einer unbewußten Eingebung folgend, ein bedeutend größeres Gießquantum hatte gußfertig machen lassen. Schier unersättlich schien der dunkle Schlund da unten in der Erde.

Endlich aber schloß sich die geheimnisvolle Höhlung in der Asche doch; der weiße Gipsbrei füllte mit einem Male die Gießöffnung an und floß über. Nach einigen Stunden begann Dr. Tommasi mit der vorsichtigen, stückweisen Entfernung der verhärteten Lapillmassen, welche die Form gebildet hatten.

Und das Werk war gelungen – herrlicher, als es der junge Archäolog je zu hoffen gewagt. Tief ergriffen stand er mit seinem Freunde und den plötzlich still gewordenen Arbeitern vor der schneeweiß schimmernden Gestalt, die da aus dem Aschengrabe auferstanden war zum leuchtenden Sonnenlichte!

Eine Mädchengestalt in der Blüte ihres Lebens! Ein weiblicher Körper von der Formenschönheit antiker Statuen! Wunderbar das klassische Profil, der schöngebogene Hals, die vom warmen Leben scheinbar sich hebende schimmernde Brust!

Wahrlich. jener Kynthia glich die Auferstandene, von der Properz gesungen:

*„Solche Menschengestalt –
warum verweilt sie auf Erden?
Hier zu rauben, o Zeus, würde
verzeihlicher sein. –
So sah, an dem böbeischen See,
von Liebe berauschet,
Deinen jungfräulichen Leib, göttliche
Brimo, Merkur!
Weicht, ihr Göttinnen alle, die ihr
dem phrygischen Hirten
Auf dem Ida euch einst
schleierenthüllet gezeigt!“*

Und wie wunderbar ergreifend stimmte der Schluß jener zweiten Elegie des zweiten Buches auf den so köstlich im Schoße der Mutter Erde erhaltenen Fund:

„Nichts soll diese Gestalt, nichts diese Schöne verzehren, Würd' an Jahren sie dir, kumische Priesterin, gleich!“

Die Haltung war die einer Knienden; aber nichts von den Qualen und Schrecken des Todes war in ihren Zügen zu entdecken. Die eine Hand stützte die weiße Stirn, indes die andere auf der schmalen, viereckigen Öffnung einer schweren, eisernen Türe lag, die jetzt erst sichtbar wurde. Eine zierliche Lampe aus Bronze, deren Henkel ein geflügelter Amor bildete, lag neben ihr.

Lange standen die Männer vor dem ergreifenden Bilde.

Da sagte plötzlich der Ingenieur:

„Aber diese eiserne Pforte, durch welche die Ärmste sich flüchten wollte, kann doch unmöglich ins Freie geführt haben, sie liegt ja tiefer als die Fundamente des Hauses?“

Und schon war er nahe an die dick mit dem Rost der Jahrtausende bedeckte kleine Tür herangetreten und untersuchte sie eifrig.

Plötzlich richtete er sich auf.

„Enrico, wir sind noch nicht am Ende unserer Entdeckung; bereite dich vor, eine neue, ebenso überraschende zu machen!“

Damit wies er auf die schmale Öffnung in der eisernen Tür. Und nun entdeckte Dr. Tommasi, was der Freund meinte. Die andere Hand der Knienden faßte durch diese Öffnung hindurch – in einen zweiten Raum, der sich weit hinein in den Erdboden zu erstrecken schien.

Und als er vorsichtig noch einige verhüllende Aschenanhäufungen entfernt hatte, sah er in stummer Überraschung – eine dritte Hand, welche von innen die des Mädchens umklammert hielt.

Eine zweite Gestalt war in dem neuen Versteck verborgen! Der die Aschenform ausfüllende Gipsbrei hatte also nicht eine, sondern zwei gebildet. Damit war auch der sonderbare Mehrverbrauch an Gießmasse und die längere Dauer des Gusses erklärt. Die durch die Öffnung in der Erztür fassende Hand wurde die Einguß-

stelle für die zweite noch in der Erde verborgene Gestalt.

Und nun arbeitete man mit fieberhaftem Eifer an ihrer Freilegung, die wegen der Lage des Objekts auf ganz besondere Schwierigkeiten stieß. Endlich gelang es, von außen an das Verlies im Innern der Erde heranzukommen.

Als die Sonne sank, war auch die zweite Gestalt von der verhüllenden Aschenkruste befreit. Wie ein weißes Marmorbild kam sie aus der umgebenden steinharten, schwärzlichen Lappenschicht hervor.

Ein junger Mann in fast liegender Stellung, den Kopf wie lauschend zu der kleinen Öffnung in der eisernen Tür emporhebend, mit der Rechten die Hand der Geliebten erfassend!

Ein Paar junger, blühender Menschen, hier vor Jahrtausenden vom jähen Tode überrascht! Ein antikes Liebespaar! Geheimnisvoll im Schoße der Erde erhalten in all der Schönheit und Jugendpracht ihrer Glieder, in all ihrer Hingebung und Liebe, die auch ihr gemein-

samer Tod nicht zu zerstören vermochte.

Lange standen die beiden Freunde vor dem Doppelbildnis, das gleich einem Kunstwerk aus Alabaster im letzten Strahl der Abendsonne leuchtete, von ihrem roten Schein mit einem verklärenden Schimmer rosigen Lebens überflutet!

„Ist es nicht“, sagte Enrico leise, „als wenn sie lebten? Als wenn sie sich erheben müßten, befreit von aller Todesnot und Qual, mit frohem Auge die schöne Erde zu grüßen?“

Der Freund nickte. Dann sagte er. „Ich grüble noch immer über die Situation, in der das Verhängnis sie uns überliefert hat. Offenbar hat sie doch jene schwere Eisentür voneinander getrennt?“

„Ja“, erwiderte Dr. Tommasi, und sein dunkles Auge richtete sich wie in visionärem Schauen in eine versunkene Welt, „es war ein Kerker, in dem der Jüngling schmachtete. Sie aber, die Liebliche, fand in jenen entsetzlichen Stunden des Untergangs, am 24. August des Jahres 79 n. Chr., da alle Bande

der Menschlichkeit zerrissen waren, da ein jeder nur an sich und die eigene Rettung dachte, da grauenvolle Nacht wie eine bleierne Last sich hernieder senkte auf das lebensfrohe Pompeji, da der Tod mit giftigem Anhauch auf Schritt und Tritt seine ungezählten Opfer forderte; sie fand den Weg hierher in das einsame Landhaus, geführt vom Lichte nimmer erlöschender Liebe. Und sie fand ihn – im Kerker! Und die Hand der Geliebten, die so oft gewiß dem Jüngling die Sorgen des Tages von der Stirn gescheucht, sie war zu schwach, den schweren Erzriegel zu bewegen. Und so hat der Tod sie überrascht.“ Dr. Tommasi schwieg. Der Ingenieur trat noch einmal in die gewölbte Felsenkammer, die das Gefängnis gewesen war. Sein scharfes Auge hatte an der glatten Kalkwand sonderbare Ablagerungen entdeckt, wellen- und streifenförmige Bildungen.

Unvermittelt sagte er nun. „Erlaubst du mir, diese sonderbaren Oberflächengebilde

wissenschaftlich einmal genauer zu untersuchen, Enrico? Ich müßte aber dann mit allem physikalisch-chemischen Rüstzeug hier hausen dürfen, und ich weiß auch nicht, wie lange meine Untersuchungen dauern ...“

„Morgen früh lasse ich diesen Abguß in das Museo Nazionale schaffen, amico. Ich will ihn in der nächsten Sitzung des Internationalen Archäologischen Kongresses, der in einigen Wochen in Neapel tagt, den Gästen vorstellen. Von morgen früh an darfst du hier deine chemischen Experimente machen, und ich will dir gern ein paar meiner anständigsten Leute als Gehilfen geben.“

„Eben wollt' ich darum bitten, Enrico – ein paar, die im Abformen und Gießen erfahren sind.“

„Den Luigi und den Gabriele sende ich dir. Und nun komm! Heute abend trinken wir Asti spumante!“

II.

Einige Wochen später.

Im Sitzungssaale des Nationalmuseums zu Neapel drängte sich heute eine illustre Gesellschaft. Aus Italien nicht nur, auch aus Deutschland und Frankreich und England waren die Archäologen von Ruf herbeigeeilt, um, der Einladung Dr. Tommasis folgend, den neuen Fund aus der „Villa dell' *Allianza*“ – so hatte der glückliche Entdecker sie im Hinblick auf das im Tode verbundene Liebespaar sowohl als auch zu Ehren seiner Freundschaft mit dem Ingenieur getauft, der ja einen Anteil an seiner Entdeckung hatte – in Augenschein zu nehmen.

Noch war der kostbare Fund, der auf einem schwarzen Postament neben dem Podium des Redners stand, dicht verhüllt. Dr. Tommasi schritt im Gespräch mit einem seiner auswärtigen Fachgenossen, dem weißhaarigen amerikanischen Altertumsforscher Mr. Navy, auf und ab, der einen zufälligen Aufenthalt in London zu einem Abstecher benutzt hatte.

Da stand plötzlich sein Studienfreund Lang vor ihm.

„Oh“, rief Dr. Tommasi, seine Unterredung unterbrechend, mit froher Überraschung aus, „das ist schön, amico! Schon glaubte ich, deine eifrigen physikalischen Studien hätten dich den heutigen Termin vergessen lassen. Wir haben uns ja eine Ewigkeit nicht mehr gesehen. Wie weit bist du übrigens mit deiner Untersuchung über die Bildung der vulkanischen Ablagerungen?“

„Ich habe sie zum Abschluß gebracht, Enrico, und deshalb komme ich hierher. Ich wollte dich fragen, ob du als Redner des Tages mir wohl gestattest, durch das Resultat meiner Untersuchungen einen Beitrag zu liefern, gewissermaßen das Korreferat zu deinen Ausführungen, die physikalischen Fundamente deiner Entdeckung.“

„Aber, bedarf das noch der Frage, Ricardo? Wie schön wird sich dein Thema an das meine anschließen!“

„Ich habe zur Demonstration meiner und deiner Untersuchungen Abgüsse der Fundstätte herstellen lassen.

Du erlaubst“, – er öffnete eine Seitentür des Saales – „daß die Beweisobjekte hier aufgestellt werden?“

Dr. Tommasi winkte den Trägern, und sie setzten einen ziemlich umfangreichen, kastenartigen Behälter auf einen Seitentisch in der Nähe des Rednerpultes.

Dr. Enrico Tommasi begann seinen Vortrag.

Er gab zunächst eine Schilderung seiner Arbeiten an der Porta Ercolanese. Mit der ihm eignen Anschaulichkeit hob er die einzelnen Phasen seiner Entdeckung hervor. Dabei nahm er Gelegenheit, den Anteil seines Studienfreundes zu betonen und der Versammlung die Untersuchungen des Ingenieurs als Erweiterung seines eignen Vortrags anzukündigen.

Und nun begann er intuitiv mit dichterischem Schwung die Vorgänge an jenem Augusttage in Pompeji zu erzählen: die Schrecken des plötzlichen Vesuvausbruchs, die Verwirrung und Zerstörung in den Straßen der griechisch-römischen

Stadt, das Zusammenstürzen menschlicher Behausungen, das Zertrümmern der antiken Tempel und Statuen, die Verzweiflung der umherirrenden Bevölkerung, die, niedergedrückt von dem Gifthauch aus den Schlünden des Tartarus, zu Tausenden durch das nächtliche Dunkel keuchte, alle Gesetze der Ordnung, alle Bande der Familie durchbrechend.

Und auf diesem düstern Hintergrunde, dessen Mittelpunkt der grauenhaft wie ein höllisches Fanal lodernde Mons Vesuvius bildete, zeichnete der Redner die lichte, still und treu dahinschreitende Gestalt des einsamen Mädchens, das in all dem entsetzlichen Wirrwarr nur ein Ziel kennt: die Vereinigung mit dem Geliebten! Und da sie ihn entdeckt in dem tiefsten Verlies des abgelegenen Landhauses, da vermag die zarte Hand den Kerker nicht zu öffnen. Und so ereilt sie beide der Tod.

Auf ein Zeichen Dr. Tommasi fiel die Hülle.

Einige Augenblicke lang herrschte tiefe, feierliche Stille.

Wie eine Offenbarung wirkte das ergreifende Doppelbild.

Dann aber brach ein Sturm des Beifalls und der Bewunderung aus, wie ihn der hohe Sitzungssaal mit seiner ernsten Architektur kaum je vernommen hatte. Die Begeisterten verließen ihre Plätze und drängten sich in die Nähe der Statuen.

Nachdem wieder ein wenig Ruhe eingetreten war, fuhr der Redner fort: „Wer aber vermöchte das Rätsel der beiden jungen Menschenkinder völlig zu lösen? Wer bannte den Jüngling in das geheime unterirdische Gewölbe da draußen in der einsamen Villa? Denn ein Kerker war es für ihn, das beweist die mit schweren Riegeln verwahrte Erztür, das beweist der Wasserkrug, dessen Scherben am Boden lagen. War es ein Übeltäter, den man hier vorläufig in Gewahrsam hielt? Waren es politische Motive, die sein Verschwinden bewirkten? Oder war er das Opfer privater Rache? Wer doch den Mund der Jahrtausende zum Reden bringen könnte!“

Der Sprecher unterbrach sich plötzlich.

Ein rätselhafter Laut kam irgendwo aus der Tiefe des Raumes! Ein Klagelaut!

Und abermals der erschütternde Klang wie von zögernd sich öffnenden, schmerzlich zuckenden Menschenlippen.

Geschah ein neues Wunder? Belebten sich die beiden weißen Gestalten und gewannen die Sprache wieder?

Und jetzt klang es ganz deutlich, wie aus weiter Ferne, abermals: „Dione, Dione!“

Wie gebannt starrte alles auf die beiden Gestalten. War es nicht, als ob das starre Weiß ihres Leibes sich leise rötete? Hob sich nicht die hüllenlose Brust der Dione in tiefem Atemzuge?

Und wieder kamen die Klänge durch den weiten Raum. „Dione? Du? Wie hast du mich gefunden?“, sprach's in altem klassischem Latein.

Wie war das möglich?

Alle, am meisten Dr. Tommasi, blickten in namenlosem Schrecken und Staunen auf die beiden Figuren.

Und von neuem ertönten Stimmen, nun im Wechselgespräch: „Mein Geliebter! Den Göttern Dank, daß ich dich gefunden!“

„Wie fandest du den Weg zu mir, süße Dione?“

„Venus führte mich, Geliebter. Oh, wie finster und schaurig war mein Weg durch die Straßen, mein Lucilius! Denn das Ende der Welt scheint gekommen, die Erde speit Feuerströme aus, der finstere Orkus hat seine Pforten gesprengt.“

„Ich fühle, daß die Erde erzittert in unheimlichem Rollen, meine Dione. Giftige Dünste dringen herab bis zu mir und dörren mir die Eingeweide.“

„Der Mons Vesuvius schleudert Feuer und Steine in die Luft, und dicker Aschenregen fällt vom Himmel hernieder. Der Tod lauert auf den Straßen unserer Stadt. Und ich suchte dich! Seit drei Tagen hattest du mir keine Botschaft gesandt, Geliebter. Zum Altar der Venus eilte ich heute früh. Und sie erhörte das Flehen deiner Dione. Sie lenkte meinen zagen Schritt hierher in das Landhaus deines Vaters. Hundertmal drohte mir

das Lämpchen zu erlöschen, das du mir jüngst geschenkt. Endlich fand ich das Herkulaneische Tor und den schmalen Pfad zu deinem Landhause. Ach, überall suchte ich dich, Geliebter! Überall rief die arme Dione deinen lieben Namen. ‚Lucilius!‘, klang’s mir von den leeren Wänden droben überall entgegen, aber mein Lucilius kam nicht! Warum verbargest du dich tief unter der Erde?“

„Nicht ich habe mich verborgen, süße Dione; mein Vater hat mich hier eingekerkert, deinetwegen!“

„Dein Vater, meinetwegen?“

„Weil ich nicht von dir lassen wollte, angebetete Dione! Er aber hat mir die Tochter des Prokonsuls, die feile Mamilia, zur Gattin bestimmt. Du weißt, daß er durch den Prokonsul seine ehrgeizigen Ziele in Rom zu erreichen hofft, und ich soll das Opfer seiner Pläne werden.“

„Mein armer, teurer Lucilius! Um deiner kleinen Dione willen! Aber wo ist dein Vater? Hat er dich vergessen in dieser schrecklichen Stunde?“

„Er hat nur an sich gedacht und seine Reichtümer. Wenn er diener retten kann! Aber er hat uns beide doch nicht zu trennen vermocht, denn du bist bei mir, Dione!“

„Ach, wenn ich doch diese schwere Tür zu öffnen vermöchte, Geliebter.“

„Dazu ist deine weiße Hand zu schwach, Geliebte! Klage nicht: wir sind ja beieinander, ich darf deine Hand fassen, süßeste Dione.“

„Wird dir das Atmen auch so schwer, mein Lucilius? Wie schwül und dunstig ist auf einmal die Luft! Mein Lämpchen – kaum glimmt die kleine rote Flamme noch ...“

„Geh, süßes Mädchen! Rette dich! Eile von hier! Merkst du nicht, wie die Festen dieses Hauses erzittern? Flieh und überlaß mich meinem Geschick.“

„Dione – fliehen? Nein, mein Geliebter! Habe ich nicht dir gelobt, die Deine zu sein? Denkst du noch jener ersten Stunde, da Dione dein wurde? Ein Tag, düster und trüb, fast wie der heutige! Jupiter zürnte

und ballte schwarze Wolken am Himmel und schleuderte den zuckenden Blitz. Mit den Freundinnen war ich zum fröhlichen Feste der Ernte in den Hain der Ceres gegangen. Da überfiel uns das Unwetter. Jeder flüchtete, jeder dachte nur an sich, allein stand Dione am Strande der kleinen Bucht. Da erschienst du! Auch dich hatten die ländlichen Freuden hinausgelockt zu Spiel und Tanz. ‚Komm, liebes Mädchen‘, sagtest du zu mir, ‚dahinten naht noch ein letzter Nachen, der soll uns beide tragen.‘“

„Aber meine liebliche Dione fürchtete sich, denn wild schäumte die Flut und schwarz war der einsame Nachen, uralte, wie Charon, sein Fährmann, und sie sagte zu mir: ‚Gib mir die Hand, denn ich fürchte mich ohne dich.‘“

„Oh, Lucilius, mein Geliebter! Dione fürchtet sich abermals ohne dich! Gib mir die Hand!“

„Dione!“

„Siehst du ihn nicht, den schwarzen Nachen von einst? Dahinten aus den düsteren

Zypressen kommt er hervor – immer näher – immer näher – Schwarz fluten um ihn die Wasser – endlos! – Und schauriges Dunkel rings um mich – Deine Hand – Geliebter – Geliebter!“

„Dione! Dione! Nicht allein – nimm mich mit dir! – Dione!“

*

Es war still geworden in dem weiten Raum.

Der Mund der jäh erwachten Jahrtausende schweigt.

Und wieder erstarrt in ihrer bleichen Schönheit, leuchten die weißen Gestalten von dem dunkeln Postament hernieder ...

Auf dem Podium aber stand der junge Ingenieur.

„Nur ein paar Worte, meine hochverehrten Anwesenden. Sie alle sind soeben Zeugen geworden eines Triumphes der Wissenschaft und ihrer Gesetze, wie er bisher wohl einzig dasteht auf dem Gebiete archäologischer Forschung. Ein Wunder hat sich vor Ihnen allen begeben, ein wahrhaftiges

Wunder, das doch auf streng logischem, natürlichem Geschehen sich aufbaut. In jenem Kellergewölbe, das den Leichnam des Lucilius barg, entdeckte ich bei der Freilegung des Fundes an der glatten Kalkwand sonderbare Ablagerungen in seltsam symmetrischer Anordnung und wunderbar feiner Struktur, gewissermaßen erstarrte Wellenzüge eines vibrierenden Mediums. Durch die Untersuchungen des französischen Forschers Brun war mir bekannt, daß die von Vulkanen ausgeworfenen Dämpfe der Hauptsache nach aus Kohlensäure, Chlorwasserstoff und Ammoniak bestehen. Sie bildeten auch an dem verhängnisvollen 24. August des Jahres 79 die giftige, todbringende Atmosphäre, die, alles durchdringend, alles Lebendige erstickte. Auch jenes verborgene Gewölbe der ‚Villa dell' Allianza‘, in dem der junge Lucilius schmachtete, füllte sich mit diesem Gasgemisch, immer dichter, immer vollständiger, allmählich jedes Restchen atembarer Luft verdrängend.

Aber noch vermochte Lucilius zu atmen und zu sprechen; noch klang seine Stimme und die seiner Dione durch den eng abgeschlossenen Raum, und die dadurch erzeugten Schallwellen setzten das eingeschlossene Gasgemisch in Schwingungen. Die eigentümliche geometrische Form des unterirdischen Gewölbes setzte sie um in stehende Wellen. Die hierdurch bedingte Form der Luftbewegung wirkte wahrscheinlich mehr oder minder beschleunigend auf die Bildung chemischer Umsetzungen innerhalb der Gasmenge. Die Lippmann'sche Theorie der Photographie stehender Lichtwellen liefert hierzu vielleicht ein Analogon. An den Stellen periodischer Molekularbewegung bildeten sich entsprechende chemische Veränderungen. Wo diese Wellenzüge die glatte Kalkwand berührten, da entstanden so in rhythmischer Aneinanderlage-

rung Niederschläge von Salmiak. So bildete sich eine auf chemischem Wege entstandene Aufzeichnung der Schallwellen auf der Kalkwand, ähnlich der auf der Wachswalze eines Phonographen. Die spätere Bedeckung des Gewölbes mit Lapilliasche hat die feinen Anätzungen der glatten Kalkwand nicht zerstört, sondern sie dem verwitternden Einfluß der Atmosphäre entzogen, so daß sie bei der Ausgrabung in aller ursprünglichen Schärfe und Feinheit wieder zutage traten. Und ich habe einfach von diesem Phonogramm von Pompeji Wachsabgüsse genommen und sie in einem zu diesem Zwecke besonders konstruierten Wiedergabeapparat zum Sprechen gebracht, mit welchem Erfolge, das haben Sie alle gehört. Und Ihr andächtiges Schweigen hat mir bewiesen, daß das Werk gelungen ist."

Damit endete der Ingenieur. Jubelnder Beifall brach los, man

umringte den Redner und seinen Freund Dr. Tommasi.

Ingenieur Lang aber wandte sich leise an den letztern: „Du verzeihst mir die Überraschung, Enrico, nicht wahr?“

Enrico drückte ihm die Hand. „Hätte die sorgsamste Vorbereitung je eine solche Wirkung zeitigen können?“, fragte er dagegen.

Lang öffnete den kastenartigen Behälter. Und alle drängten sich herzu.

Da sah man die mit äußerst feinen Liniaturen bedeckten Wachsplatten und den von einer Schlittenvorrichtung darüber hinweg geführten Wiedergabeapparat.

Das war das Zauberwerk, das die schweigende Stimme versunkener Jahrtausende wieder zum Leben geweckt hatte in einer Schönheit und Lauttreue, wie sie bisher noch kein Lebender vernommen – die rührende Todesklage des jungen Lucilius und seiner Dione.

Impressum

PHANTAST 7

Klassische Phantastik kostenlose PDF-Version

Erschienen im November 2012

PHANTAST ist das gemeinsame
Magazin der phantastischen
Internetportale literatopia und
fictionfantasy

www.literatopia.de
www.fictionfantasy.de

Herausgeber dieser Ausgabe:
Jürgen Eglseer und Judith Gor
eglseer@fictionfantasy.de
Satz und Layout: Jürgen Eglseer
Lektorat: Rainer Skupsch
Das Logo PHANTAST wurde von
Lena Braun entworfen.

Kontakt zur PHANTAST-Redaktion

literatopia
fictionfantasy

Judith Gor
Jürgen Eglseer

www.literatopia.de
www.fictionfantasy.de

gor@literatopia.de
eglseer@fictionfantasy.de

Mitarbeiter dieser Ausgabe: Ju-
dith Gor, Rupert Schwarz, Jürgen
Eglseer, Dieter von Reeken, Kai
Bosse, Gesa Schwartz, Horst-Die-
ter Radke, Dennis Kock, Markus
Drevermann

© 2012 fictionfantasy media.

Das Urheberrecht der einzelnen
Texte liegt bei den jeweiligen Au-
toren. Nachdruck, Vervielfälti-
gung, Bearbeitung, Übersetzung,
Mikroverfilmung, Auswertung
durch Datenbanken und für die
Einspeicherung und Verarbeitung
in elektronischen Systemen bedarf
der ausdrücklichen Genehmigung
des Copyrightinhabers.

**Titelbild und Innenillustratio-
nen:** Victoria Francés/Represent-
ted by NORMA Editorial S.A, mit
freundlicher Unterstützung von
Cross Cult.

Bildnachweis/Urheberrecht:

Buch und Heftromancover - je-
weilige Verlage.
Fotos Seite 18 Jürgen Eglseer
Fotos Seite 72 jeweilige Autoren

Anzeigen:

Wir bitten um Beachtung der im
Heft enthaltenen Anzeigen.
Bei Interesse an einer Anzeige
wenden sie sich bitte an Jürgen
Eglseer.